

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

44003

II

Der Waffenmeister



von Allenstein

Deutsche Volksschule Krebsdorf
Amtsbez. Hohenburg
Kreis Plock

N^o 22

152

Worgitzki / Der Waffenmeister von Allenstein



Die Tür begann zu erzittern, krachend fuhren große Stücke aus ihr heraus, bis sie vollends auseinanderbarst und mit wildem Geschrei die ersten Pruzzen aus der dunklen Oeffnung hervorführten . . .

M a r w o r g i t z i

Der Waffenmeister von Allenstein

Erzählung aus den Tagen der ersten Schlacht
von Tannenberg

N^o 22



Junge Generation Verlag / Berlin

44003

I

Alle Rechte vorbehalten



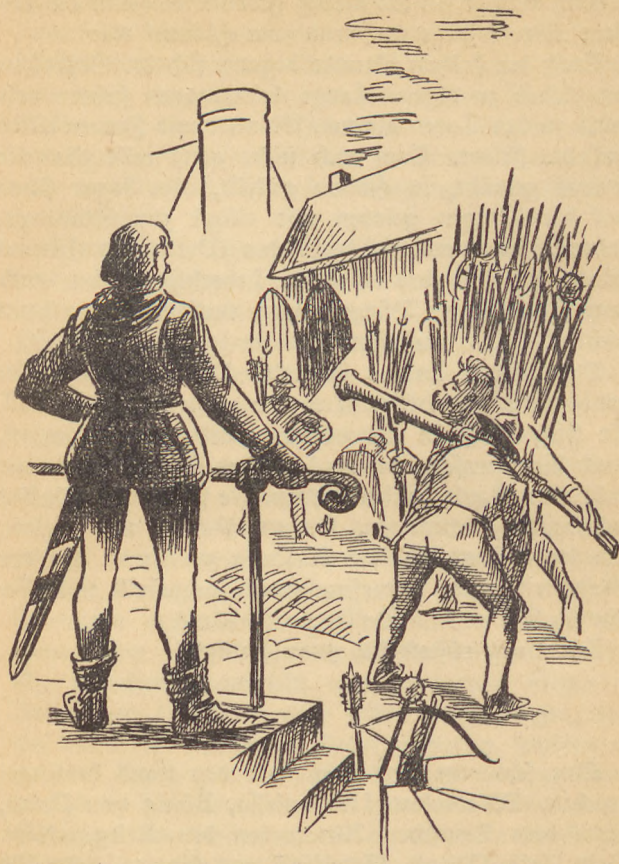
Aus dem Nachlaß des Dichters.
Cetzzeichnungen und Umschlag von G. A. H. Schubert, Berlin.
Printed in Germany
Junge Generation Verlagsgesellschaft Reichel, Berlin-Steglitz.
Druck: Druckerei-Genossenschaft, Glatz.

In gleißender Pracht ging die strahlende Sommer-
sonne an einem schönen Julitage des Jahres
1410 über den sanftgeschwungenen Hügeln auf, die
das friedliche Städtchen Allenstein, einen der Brennpunkte städtischen Lebens im Süden des alten preussischen Gaues Warmien, umgeben. Mit ihrem frischen, morgendlichen Gold umwob sie die vom Wetter dunkel gebräunten, spitzigen Dächer der verwinkelten Häuser, den hoch aufstrebenden und gewichtigen Turm von Sankt Jakobi und das trutzige, wehrhaft drohende Schloß. Von den Kaminen kräuselten sich, leichter Atem erwachenden Lebens, zarte und durchsichtige Rauchwölkchen zum Himmel empor.

Auf der Plattform des runden, massigen Schloßturmes stand Hartmut, der Waffenmeister der Burg, schon in dieser Herrgottsfrühe und schaute, auf die Brüstung gelehnt, nach einem kurzen Blick auf das anmutige Bild zu seinen Füßen, spähend hinaus in die Landschaft, die sich unter dem heiter flutenden, wärmenden Licht zu beleben begann. Im Südosten zog sich eine langgestreckte, steil abfallende Hügelkette hin, die wie ein schirmender Wall dem Städtchen vorgelagert war. Im Westen und Norden dehnte sich die leicht gewellte Ebene, soweit das Auge reichte, von

dunkeln Tannenwäldern umrahmt. Mitten hindurch, zwischen grünenden Wiesen, schlängelte sich, vom Mittag herkommend, der Allesfluß. Seine blitzenden Wasser rauschten fröhlich, als wollten sie den einsamen Mann dort oben aufheitern, in einem Bogen um Stadt und Schloß, umspülten zärtlich die Mauern und den Fuß des dicken Rundturmes und eilten dann gen Norden, wo sie im Dunkel des Waldes verschwanden. Aus den sich verflüchtigenden Nebeln im Westen des Landes blinkten die ruhigen Wasserspiegel des Langsees und des großen buchtenreichen Okullsees.

Hartmut wandte gedankenvoll seinen Blick dem Städtchen zu. Auf einem Hügel war es erbaut. Auf engem Raume drängten sich die Häuser zusammen, als wollten sie beieinander Schutz suchen vor dem Feind, gegen den sie sich durch eine dicke, hohe, rund um den Hügel laufende Mauer absperreten. Nur drei Tore führten in die Stadt zu dem in der Mitte liegenden Marktplatz, auf dem das schmucklose, mit einem hölzernen Türmchen gezierte Rathhaus stand. Enge Gassen wanden sich, vom Markt ausgehend, zwischen den kleinen Häusern hindurch, die alle ihr spitzes Giebel-dach trugen. Durch winzige Fenster nur vermochten sich Licht und Luft in die Stuben zu stehlen. Den Marktplatz allein umsäumten stattlichere Häuser, auch sie mit hohen Giebeln, doch mit einem ganzen zweiten Stockwerk, das vorgebaut und auf starke Säulen gestützt war, sodaß ein jedes Haus seine „Laube“ hatte. Um den ganzen Platz herum lief so ein wettergeschützter Säulengang. Dort am Markt wohnten die wohlhabenderen Bürger, dort öffneten sich die Gewölbe der Kaufleute, dort spielte sich das ganze Leben und Treiben der Bürgerschaft ab, sammelten sich die Bauern und die Handelsleute aus der Fremde mit



ihren Waren und Erzeugnissen. Als Wahrzeichen der Stadt, ihrem Schutzheiligen geweiht, ragte im Südosten dicht an der Mauer die hohe Sankt Jakobikirche auf mit ihrem mächtigen Dach und ihrem viereckigen

Turm, von dessen ein wenig gedrücktem Helm die goldene Kreuzesspitze mahnend zum Himmel wies.

Trotz der frühen Stunde begann sich im Städtchen das Leben zu regen. Lange Leiterwagen fuhren rasend zu den Toren hinaus, Männer und Frauen eilten auf die Felder. Das noch nicht ganz reife Getreide wurde gemäht, in Hocken gestellt, oder sogar schon auf die Wagen geladen und eiligst zur Stadt gefahren. Als wenn ein drohendes Wetter am Himmel stände, schaffte das Gesinde fieberhaft. Aber auch mancher behäbige Bürgersmann verschmähte es heute nicht, kräftig zuzufassen.

Von seinem Auslug bemerkte Hartmut diese drängende Hast. Sein Gesicht wurde ernst und sorgenvoll. Er stieg die steile Turmtreppe hinab zum Burghof. Auch hier herrschte bereits lebhaftes Treiben. Hämmer dröhnten, Gähle wieherten, Knechte schleppten Waffen zusammen, Schwerter, Lanzen, Panzer und Helme, um letzte Hand an ihre Rüstung zu legen. Auf den Mauern wurden Wurfmaschinen aufgestellt und Geschosse, Steine und Balken, aufgehäuft.

Die Burg rüstete sich zum Kampfe!

*

Eine schlimme Zeit war über das Land hereingebrochen. Wladislaw II. Jagiello, König von Polen, hatte dem Deutschen Ritterorden den Krieg erklärt. Sein Neffe Witold, Großfürst von Litauen, hatte sich mit ihm verbündet. Mit einem großen Heer waren sie, alles verheerend, von Süden her in das Ordensland eingefallen. Der Orden hatte sich beeilt, dem Feinde Widerstand zu leisten. Ulrich von Jungingen, der tapfere und energische Hochmeister, hatte alles auf-

gerufen, was ihm an Streitkräften zur Verfügung stand: die Ordensbrüder, den Adel und die Wehrfähigen seines Landes. Auch ein zahlreiches Söldnerheer war angeworben worden. Bei Tannenberg, wollte das Gerücht wissen, seien die Gegner aufeinander getroffen. Von Stunde zu Stunde wartete man nun auf Nachricht über den Ausgang der entscheidenden Schlacht.

Wer würde siegen? Das ließ sich schwer voraussagen. Der Orden stellte zwar immer noch eine bedeutende Macht dar, aber die Ruhe einer längeren Friedenszeit, zunehmender Reichtum und Wohlleben hatten die feste Manneszucht untergraben. Der starke Bau des Ordensstaates, den begeisterte Männer einst unter unaufhörlichen Kämpfen, Entbehrungen und Opfern errichtet hatten, stand nicht mehr auf sicherem Fundament. Die Ordensherren waren nicht mehr die Heidenfahrer von einst, die in strenger Zucht inmitten von Feindesland ihr Reich gegründet hatten. Ein zur Verweichlichung neigendes Geschlecht saß jetzt herrschend auf den Burgen und wirkte längst nicht mehr allein zum Segen des Volkes und des Landes. So manches Junkerlein aus verarmter Sippe im Reich hatte den Weg nach Osten eingeschlagen, nicht um unter dem schwarzen Kreuz zu dienen, sondern um an dem üppig gewordenen Leben des Ordens Anteil zu haben. Aus strengen, aber gerechten Gebietern und Schützern des Landes waren die Ritter vielfach seine Bedrücker geworden. Viel Anhang hatte der Orden nicht mehr. Der eingefessene oder zugewanderte Adel war ihm schon lange Feind. Nun begannen auch die Städte zu murren und sich aufzulehnen. Polen dagegen war durch die Vereinigung mit Litauen ein volkreiches und mächtiges Reich geworden. Mochte

vielleicht auch sein Heer in der Bewaffnung dem des Ordens nicht gleichkommen, so war es doch durch die unaufhörlichen Kämpfe an seinen Ost- und Südgrenzen kriegsgeübt und auf jeden Fall dem Aufgebot des Hochmeisters an Zahl überlegen.

Man mußte also das Schlimmste befürchten. Das wußten die Allensteiner Bürger, das wußte auch der Waffenmeister Hartmut. Schloß und Stadt Allenstein gehörten zwar nicht eigentlich zum Ordensland, sondern zum Domkapitel in Frauenburg. Die Domherren aber hatten sich angesichts der drohenden Gefahr dem Hochmeister angeschlossen, und ihre Fähnlein stritten im Ordensheer. So mußte man sich auch in Allenstein auf alles gefaßt machen, falls Jagiello siegte. Daher rüsteten Bürgerschaft und Schloßbesatzung in jenen Julitagen mit nachdrücklicher Eile.

Als Hartmut im Schloßhof angelangt war, besichtigte er zunächst die Arbeit seiner Waffenknechte. Dann stieg er auf die Mauern und überzeugte sich auch da von dem Stand der Dinge. Je weiter er auf dem Wehrgang schritt, um so mehr erhellte sich sein Gesicht. Er war mit der geleisteten Arbeit zufrieden. Leicht sollte es dem Feinde nicht werden, die Burg zu nehmen. Sie war zwar nicht sehr groß, besaß aber starke Mauern und den besten natürlichen Schutz: sie lag auf dem Ausläufer des Hügels, auf dem sich die Stadt erhob und war von ihr durch einen tiefen Graben getrennt. Die andere Seite der Burg umspülte die Alle, deren sumpfige Ufer den Feind schon nicht zu nahe heranlassen würden. Die Burgmänner waren tüchtige und erprobte Kriegerleute, auf die er sich verlassen konnte. Nur einer machte Hartmut Sorge: der Befehlshaber der Burg, der Kapitelsvogt, Herr Kuno von Lentzan.

Als armer Junker war dieser Herr Kuno einst nach Frauenburg gekommen. Bald hatte er es verstanden, sich bei den Domherren beliebt zu machen. So war er schließlich Vogt über Amt und Burg Allenstein geworden. Hier lebte er von Sorgen unbeschwert. Seine Amtsgeschäfte, Recht zu sprechen, die Verwaltung in Gang zu halten, die Abgaben und Steuern beizutreiben, überließ er gern seinen Untergebenen, am liebsten seinem treuen, unverdrossenen Waffenmeister Hartmut. Er für seine Person zog es vor, zu jagen und mit seinen Freunden zu gastmahlen. Nur am Jakobitage erinnerte er sich seiner Würde. Zu dem Feste des Schutzpatrons der Stadt ließ er sich von den Bürgern feierlich zum Festmahle laden. In stolzer Pracht, von seinen Knappen begleitet, ritt er durch die Gassen zum Rathause, um seinen Lieben und Getreuen die Ehre seines Besuches zu erweisen und ihnen darzutun, daß seine Gesundheit und sein Appetit unter der Last seines Amtes nicht gelitten hatten. In schweren Zeiten oder gar im Kriege hatte sich der ehrenwerte Herr Kuno noch nicht erprobt, und sein Waffenmeister hatte kein allzu großes Vertrauen zum Mute und zur Tapferkeit seines Herrn. —

Hartmut stand oben auf der Burgmauer und starrte in Gedanken vor sich hin. Die arme Stadt! Ohne den Schutz der Burg war sie hilflos dem Feinde preisgegeben. Und welchem Feinde! Den Polen und den halbwildern Litauern! Szenen des Grauens stiegen vor Hartmut auf. Mord und Brand an dieser heute noch so friedvollen Stätte! Frauen, die an den Haaren geschleift würden von betrunkenen Kriegern, Schreien und Jammern...

Doch was sollten solch unnütze Hirngespinnste? Ärgerlich schlug er mit der Hand durch die Luft. Noch

war der Orden ja nicht geschlagen, noch waren vor allem Burg und Stadt nicht in Feindeshand.

*

Hartmuts Nachdenken wurde von den Worten eines Knappen unterbrochen, dessen Kommen er überhört hatte. Herr von Lentzan befahl Hartmut zu sich. Der Waffenmeister eilte von der Mauer über den Hof zu dem hohen Bau, der die westliche Seite des Schloßvierecks einnahm. Dort stieg er die breite Treppe empor, durchschritt den oberen Säulengang und trat in das Zimmer des Burgvogtes. Es war ein großes, wohnlich ausgestattetes Gemach. Durch das hohe offene Fenster, das in die Klasterdicke Mauer eingelassen war, fiel ein Strom heiteren Lichtes, in dem die Sonnenstäubchen lustig tanzten. Herr Runo von Lentzan stand am Fenster und blickte, der lachenden Sonne und der hereinströmenden erfrischenden Luft zum Trotz, recht verdrießlich drein. Der Burgvogt war ein kleiner, umfangreicher Mann mit rosigem Gesicht und wasserblauen Augen. Als Hartmut eintrat, wandte er sich um und begann mit kurzen Schritten unruhig auf und ab zu gehen.

„Also“, begann er mit weinerlicher Stimme, „es ist alles verloren. Ein großes Unglück..., ein schreckliches Unglück!“

„Was ist verloren?“ fragte hastig der Waffenmeister.

„Alles! Alles! Der Orden ist geschlagen, völlig vernichtet. Schon morgen haben wir vielleicht den Feind vor den Toren... O Gott, o Gott, wer hätte das gedacht!“

Hartmut stand regungslos, nur seine Brust hob und senkte sich in tiefen Atemzügen.

„Ist es aber auch sicher“, hub er endlich an, „daß der Orden vollständig geschlagen ist, gnädiger Herr? Vielleicht ist es nur eine leichte Schlappe. Man übertreibt Unglücksnachrichten nur zu oft!“

„Nein, nein! Es ist leider wahr. Eben war ein reitender Bote bei mir, der gleich nach Mehlsack weitereilte. Es muß furchtbar gewesen sein, entsetzlich. Die Poien waren dem Ordensheer überlegen. Zudem sollen die Eidechsenritter, der von Baisen und andere, Vertrat geübt haben. Kurz, am Abend war das Ordensheer zersprengt, vernichtet. Mehr als die Hälfte der Ritterbrüder ist gefallen, fast alle Komture...“

„Und der Hochmeister?“

„Tot.“

Es wurde still im Gemach. Von der hohen, kreuzförmig gewölbten Decke klangen nur die hastigen Schritte des Burgvogtes dumpf hallend wider. Hartmut atmete schwer. Seine Züge waren starr und hart geworden, und sein Blick schaute verloren, nach innen gelehrt, durch das Fenster in die weite Ferne.

Der Hochmeister gefallen! Die letzte Stütze des Ordens dahingesunken! Wer sollte, wer konnte das arme Land jetzt retten?

Weiter klapperten die ruhelosen kurzen Schritte des Vogtes über den backsteinernen Estrich. Hartmut empfand sie körperlich wie Schläge. Sie störten ihn in seinem schweren Nachdenken. Verachtung zuckte in seinem Gesicht auf, ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund, wie er da die rundliche Gestalt und den breiten, gepolsterten Rücken seines Burgherrn sah. Ja, wenn sie alle so waren wie dieser da, dann freilich war das arme Land verloren.

Plötzlich blieb Herr von Lentzan stehen, schaute mit gerunzelter Stirn zu Boden, hob dann einen Augenblick die Hand, um sie mit hoffnungsloser Geste schlaff herunterfallen zu lassen. Klatschend fuhr die Handfläche auf die prallen Schenkel.

„Ja, es ist alles verloren... und wir sind auch verloren... Wir müssen zusehen, wie wir uns am besten aus dem Unheil herauswinden...“

„Nun, soweit sind wir noch nicht, gnädiger Herr. Eile allerdings tut not. Wollt Ihr nicht die Bürgerschaft benachrichtigen, daß sie die Tore schließt, die Brücken abreißt und sich zum Widerstand rüstet? Das Schloß ist schon bereit.“

Herr Kuno riß die hinter den schwammigen Wangen fast verschwindenden Augen weit auf, schaute Hartmut verdutzt an, als ob er etwas ganz unerhörtes gesagt hätte und schrie mit sich überschlagender Stimme: „Bist du von Sinnen?! Denkst du etwa daran, Widerstand zu leisten?“

Des Waffenmeisters Brauen zogen sich zusammen. „Von Sinnen bin ich nicht, gnädiger Herr! Mir scheint es nur selbstverständlich, daß wir dem Feinde Widerstand leisten, solange wir es vermögen oder bis man uns zu Hilfe kommt.“

„So so!“ stieß der Vogt grimmig hervor und begann aufs neue sein ruheloses Wandern. „Also dir erscheint das selbstverständlich...! Mir aber nicht, verstehst du?“ Und plötzlich kehrt machend, schrie er seinen Waffenmeister an: „Unsinnig wäre es, sich solch einem Feinde entgegenzustellen! Selbstmord wäre es! Und ich bin für das Leben der Burgmannen und der Bürgerschaft verantwortlich. Ich, der Burgvogt! ... Sofort müssen mit Jagiello Verhandlungen ange-

knüpft werden, um gelinde Bedingungen zu erzielen. Und das werde ich tun!“

Hartmut schlug der Ingrim in roten Wellen ins Gesicht, aber er bezwang sich.

„Gnädiger Herr“, sagte er mühsam und tief atmend, „gestattet mir ein paar Worte. Unsere Burg ist fest, wohlbewehrt und mit tapferen Knechten besetzt. Die Stadt ist schwer anzugreifen, und wo der Städter um Haus und Herd kämpft, besitzt er doppelten Mut. Demnach könnten wir uns sehr wohl wochenlang halten. Inzwischen eilt uns sicherlich der Landmeister von Livland zu Hilfe herbei. Kaiser und Reich werden auch nicht müßig bleiben und den übermütigen Polen unser schönes Land widerstandslos überlassen. Also...“

Herr von Lentzan hatte schon lange den Mund geöffnet, als wollte er Hartmut bei jedem Wort unterbrechen. Jetzt endlich glückte es ihm, und hastig rief er aus:

„Kaiser und Reich? Der Landmeister von Livland? Was redest du da zusammen? Die haben genug mit sich selber zu tun und kümmern sich den Teufel um das Ordensland! Ach, was!“ unterbrach er sich selbst, „das verstehst du nicht, das ist meine Sache. Ich bin hier der Herr und im übrigen haben wir Eiligeres zu tun! Die andere Gefahr ist dringlicher als die Polen. . . . Herrgott!“ rief er plötzlich aus, die Hände zusammenschlagend, „was sind das nur für Zeiten!“

„Eine andere Gefahr?“ fragte Hartmut erstaunt.

„Ja, siehst du!“ entgegnete triumphierend der Vogt, „da redest du so klug und weißt von nichts. Und diese Gefahr ist wirklich viel größer. Du mußt sofort mit zehn Mann zur Vorburg im Walde.“

„Nach der Vorburg? Weshalb denn, Herr?“

„Ja, wer hätte auch daran denken sollen, daß die Pruzzen draußen am Heidenwall einen Aufstand planen. Aus allen Wäldern ringsumher haben sie sich zusammengerottet und sich Waffen verschafft. Sie wollen sich den Sieg der Polen zunutze machen und über uns herfallen. Vielleicht schlagen sie schon heute abend los und greifen die Vorburg an. Du mußt also gleich dorthin und das Werk auf jeden Fall halten, sonst kommen sie uns durch den unterirdischen Gang gar noch hierher.“

Hartmut blickte verwundert und ungläubig auf seinen Herrn. „Gnädiger Herr, sollte es wirklich möglich sein, daß die wenigen Hundert armseliger Pruzzen an einen Aufstand denken?“

„Herrgott noch einmal“, beehrte Herr Kuno auf, „bist du starrköpfig! Gewiß ist es so! Der Späher, der es mir verriet, hat die Verschwörer belauscht. Und wenige Hundert Menschen? Es sind viel mehr, als du zu glauben scheinst. Die Sache ist sehr, sehr ernst. Sie kann uns alle verderben, ehe noch die Polen kommen. Nun, fort mit dir, nimm die besten deiner Leute! Die Vorburg mußt du halten auf jeden Fall. Versprichst du es, Hartmut?“

„Ja, Herr!“

„Dann Gott mit dir.“

Der Waffenmeister schritt hinaus, ein spöttisches Lächeln um den Mund. Diese Geschichte mit den Pruzzen erschien ihm als kindische Fantasie. Die paar armseligen Menschen, die sich — im Gegensatz zur Masse ihrer Stammesgenossen — nicht in die neue Ordnung einzufügen vermochten und seit Generationen im Dunkel der Wälder ihr unstätes Dasein führten, die sollten an Aufstand, an Kampf denken? Das konnte doch nur ein Gebilde der von Furcht er-

higten Fantasie sein! Ja, Angst, Furcht, das war es! Hartmuts Gesicht wurde hart. Wehe der armen Stadt, wenn der Burgvogt tat, wie er's vor hatte! Aufs neue stiegen Bilder des Schreckens in seinem Geiste auf, daß er rasch, wie um ihnen zu entfliehen, die Treppe hinabeilte.

Auf dem Schloßhof rief er nach seinen Mannen. Eilig kamen sie herbei, stellten sich in einem Haufen zusammen und schauten erwartungsvoll auf ihren Führer. Gespannte Neugier mit unbewusster Scheu vor etwas Unbekanntem sprach aus ihren Mienen. Alle ahnten, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

„Männer“, redete Hartmut seine Knechte an, „zehn von euch sollen mit mir hinaus zur Vorburg. Aber wißt, dort muß man vielleicht seine Haut lassen. Die Pruzzen planen einen Überfall, und sie sind zahlreich.“

„Die Pruzzen?“ Die Knechte blickten einer den andern an. Ein vielstimmiges Gemurmel, Ausrufe des Zweifels und des Unglaubens erfüllten die Enge des Burghofes.

„Also, wer wagt sein Leben, wer kommt mit?“

„Ich!“ ertönte es aus aller Munde. Und die weiter hinter Stehenden drängten nach vorn, als ob sie fürchteten, übersehen zu werden.

„Brave Kerle!“ dachte Hartmut. „Ihr seid alle tüchtige Jungen“, sagte er freudig bewegt, „aber ich kann nur zehn mit mir nehmen. Hennig, Udo, Dieter“, — er nannte noch sieben Namen, — „ihr werdet mich begleiten. Rüstet euch rasch, aber sorgfältig. Um Mittag brechen wir auf. Ihr andern aber tröstet euch. Vielleicht werdet ihr bald mehr zu tun bekommen, als euch lieb ist. Eine schlechte Nachricht

habe ich euch noch mitzuteilen. Das Ordensheer ist geschlagen, der Hochmeister ist gefallen, und vielleicht morgen schon steht der Feind vor unsern Mauern.“

Totenstille herrschte auf einmal auf dem Schlosshof. Nur die Späßen lärmten unbekümmert weiter. Die Mannen aber standen bestürzt und blickten fassungslos auf ihren Waffenmeister. Erst allmählich löste sich die Spannung, eine Stimme ließ sich vernehmen, eine andere fiel ein.

„Ja, Herr, was ist dabei zu tun.. Laß sie nur kommen... Den Mut verlieren wir deswegen noch nicht... Sie sollen es nur wagen... erscholl es immer lauter, und die Augen der Knechte begannen trotzig zu blitzen.

„Bedenket, Mannen, es werden Tausende sein!“

„Nun ja, aber Polen, Litauer... Unsere Burg ist fest, und wir sind Deutsche... Wir fürchten uns vor keinem Teufel... Laßt sie nur kommen, Herr, wir schlagen gut zu.“

Hartmuts Augen leuchteten vor Freude und Stolz, da er seine Mannen hörte. Mit nur Hundert solcher tapferer Herzen würde er die Burg halten, Tage und Wochen hindurch, selbst gegen ein großes Heer. Aber... der Glanz erlosch in seinen Augen, sie blickten dunkel und voll Ingrimm.

„Es ist gut, Leute, ich weiß, auf euch kann ich mich verlassen. Ihr werdet die Burg nicht freiwillig den Polen übergeben. Doch ich weiß noch nicht, ob es zu einem Kampf kommt. Nun geht wieder an eure Arbeit.“

Die Schar der Knechte löste sich auf, miteinander redend gingen sie auseinander, und bald ertönte aufs neue das Hämmern und Pochen, aber kein Gesang

und kein lustiges Pfeifen ließ sich an diesem Tage mehr vernehmen.

*

Hartmut ging mit langsamen Schritten, das Haupt in tiefem Sinnen gesenkt, zum Burgtor, durchquerte das dumpf hallende Gewölbe und wandte sich nach rechts der Alle zu, über die dort ein schmaler, hölzerner Steg zu der Burgmühle führte, deren lustiges Geplapper im Wettstreit mit dem Rauschen des schäumenden Wassers die Stille des Sommermorgens belebte. Neben der Mühle stand ein kleines weißes Häuschen, von Efeu bis zu dem niederen Dach umrankt, sodaß nur gerade noch die kleinen Fenster hindurchblitzen konnten. Dort wohnte Glappo, der Müller, mit seiner Tochter Narda, Hartmuts Braut.

Der junge Waffenmeister schritt leise über den feinen Sand durch das saubere Gärtchen, in dem buntfarbige Blumen ihre ganze Pracht entfalteten, und stellte sich vor eins der geöffneten Fenster. Mit frohem Leuchten in den Augen schaute er in das Zimmer hinein. Dort saß, eifrig über eine Näharbeit geneigt, ein schönes, junges Mädchen, und die lachende Sonne umspielte neckisch mit flimmernden Strahlen der Jungfrau lang über die Schultern herabfallendes blondes Haar. Hartmut betrachtete entzückt das feine Gesicht, die schlanke Gestalt und die zarten Hände, die geschickt die Nadel führten.

„Narda!“ rief er mit leiser, zärtlicher Stimme.

Das Mädchen sprang auf, und ein zartes Rot der Freude überflutete ihre lieblichen Züge.

„Hartmut! Zu so früher Stunde schon hast du heute an mich gedacht? Wie freue ich mich, tritt ein, Lieber!“



„Du weißt doch, Narda, ich denke stets nur an dich“, sagte Hartmut wie mit freundlichem Vorwurf. Das Haupt beugend, schritt er durch die niedere Tür und begrüßte herzlich und froh seine Braut, die ihm

entgegeneilte und ihre Arme um seinen Nacken schlang. Dann setzten sie sich ans Fenster, Narda nahm ihre Arbeit wieder auf, und sie plauderten, wie junge Liebe eben plaudert. Doch bald wurde Hartmut wieder ernst und nachdenklich. Er scheute sich aber noch, die glückliche Stunde zu stören. Narda bemerkte es jedoch mit dem feinen Gefühl der liebenden Frau und schaute ihren Verlobten aufmerksam an.

„Hartmut, du bist nicht wie sonst. Dich drückt etwas. Sage es mir, Lieber!“

Bittend schaute sie zu ihm auf und faßte lieblosend nach seiner festen Hand.

„Ist dein Vater zu Hause, Narda?“ fragte Hartmut zögernd.

„Ja, er ist in der Mühle. Bald wird er hier sein. Was willst du von ihm?“

„Narda, ich habe euch leider schlechte Kunde zu bringen. Wir gehen schweren Zeiten entgegen, und ihr müßt euch sofort in die Stadt flüchten.“

„So ist der Orden geschlagen?“ fragte Narda hastig.

„Ja, er ist geschlagen und, wie es scheint, vernichtend. Die Hälfte der Ritter und der Hochmeister sind gefallen...“

Der Hochmeister tot! Narda schaute mit großen Augen auf ihren Verlobten. Beide verstummten. Es war, als würfe der Tod seinen Schatten über ihre Seelen, daß sie in leisem Bangen vor dem Unbegreiflichen erschauerten. Tiefe Stille breitete sich in dem kleinen Raume aus.

„Ja, weißt du, Hartmut“, begann endlich Narda langsam aus ihren Gedanken heraus, „es mußte dahin kommen. Ein vergeltendes Gesetz waltet über uns allen, dem niemand entgeht. Es mag oft lange

dauern, aber die Strafe wird schon geboren, wenn die Untat geschieht, und sie wächst und wächst, oft langsam, aber unaufhaltsam, bis sie den Missetäter vernichtet. In unserm Pruzzenvolke ist noch immer die Erinnerung an jene Zeiten lebendig, da unser Land unser freies Eigen war und Friede und Glück wohl gehütet in unsern schönen Wäldern wohnten. Dann brach der Ritterorden in unser friedliches Land. In blutigen Kämpfen unterjochte er unser Volk. Nun hat ihn die Strafe ereilt, eine gerechte Strafe!“

„Narda“, sagte Hartmut vorwurfsvoll, „freust du dich darüber?“

„Nein, Hartmut, das nicht. Ich beklage die Toten, vor allem den edlen Hochmeister. In meiner Seele aber abne ich in diesem Augenblick mit tiefem Schauern das Walten eines geheimnisvollen, gerechten Schicksals. Es ist gerecht, Hartmut!“

„Der Orden hat Unvergängliches geschaffen!“ entgegnete er herb. „Tausende von Deutschen, die er ins Land gerufen hat, haben nicht für den Orden allein, nein, auch für deine Heimat Gut und Blut, oft genug das Leben geopfert. Haben sie nicht das Land zu herrlicher Blüte gebracht? Was ist aus Preußen für ein gesegnetes Land geworden, seit der Orden seine Hand über ihm hält! — Oder — hassest du etwa die Deutschen? Dann vergiß nicht, daß auch ich zu ihnen gehöre!“

„Oh, Hartmut, du bist ein Deutscher und magst stolz darauf sein! Aber willst du verlangen, daß ich gegen mein Herz spreche? Wer kann denn wider sein Herz? Ich bin ein Pruzzenmädchen, und auch ich bin stolz auf mein Volk! Und dennoch liebe ich dich, den Deutschen! Dennoch kann ich euch Deutsche bewundern und das, was ihr in unserem Lande geschaffen

habt!“ — Sie schöpfte tief Atem. — „Soll ich etwa vergessen“, fuhr sie mit tief innerlicher Erregung fort, „daß der stolze Bau eurer Macht und eures Reichthums auf dem Blute meines pruzzischen Volkes errichtet wurde? Das kann ich niemals, und könnte ich es, ich wäre nicht wert zu leben, nicht wert deiner Liebe! Ich bin, was ich bin, und werde es bleiben: eine Pruzzin! Magst du mich darum verachten, ich sage dir: die Vergeltung mußte euch treffen, und nun ist sie da! Ihr habt mein Volk in die Verzeißlung getrieben, nun ist eure Stunde gekommen!“

Wieder wurde es still im Zimmer. In Gedanken schauten beide Liebende verloren vor sich hin. Endlich unterbrach Narda das Schweigen und richtete ihren Blick bittend auf Hartmut.

„Du bist mir doch nicht böse, Hartmut, daß ich so offen aussprach, was ich dachte?“

Hartmut schüttelte ernst den Kopf. „Nein, ich bin Dir nicht böse, mein Lieb“, sagte er und fügte ablenkend hinzu, „aber wo bleibt Dein Vater?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Narda. „Überhaupt, Hartmut, ich beginne mir feinewegen Sorgen zu machen. In der letzten Zeit ist er so häufig außer dem Hause, ich weiß nicht wo, und wenn ich ihn frage, merke ich wohl, daß er mir ausweicht. Dann kommt jetzt auch oft, wie es früher nie der Fall war, der alte, finstere Wingeite zu uns, weißt Du, das Oberhaupt der Pruzzen am Heidenwall bei der Vorkburg. Und dann schließen sich der Vater und Wingeite ein und reden stundenlang miteinander.“

Hartmut blickte seine Braut betroffen an. Unwillkürlich fiel ihm ein, was der Burgvogt von den Pruzzen gesagt hatte. Sollte doch etwas Wahres daran sein? Sollte am Ende gar der Müller seine

Hand im Spiele haben? Hartmut mußte innerlich selber über seine Vermutung lachen. Er wußte zwar, daß Glappo von einem alten Warmienfürsten abstammte, aber seine Familie hatte doch schon längst Frieden mit den Deutschen gemacht. Und dieser letzte Sproß der Warmienedlen, der kleine, dicke, friedliche Müller mit seinem runden, gutmütigen Gesicht! Der sollte an Aufstand und Krieg denken? Hartmut fuhr sich, unwillkürlich lächelnd, über die Stirn, als sich die Türe aufthat und Glappo über die Schwelle trat.

Des Müllers Gesicht, das von Natur der Spiegel seiner Gutmütigkeit war, verzog sich nicht gerade freundlich, als er den Waffenmeister des Schlosses bei seiner Tochter sah. Er blickte halb verlegen, halb ärgerlich und begrüßte Hartmut kalt und unwirsch. Dieser überfah des Müllers seltsames Verhalten und teilte ihm ohne Umschweife die Unglücksnachricht mit. Zugleich forderte er ihn auf, schleunigst in der Stadt Schutz und Obdach zu suchen. Wenn es ihm recht wäre, würde er ein paar von seinen Knechten hersenden, seine Habe in Sicherheit zu bringen.

„Ich habe selbst meine Müllerknechte“, entgegnete Glappo gereizt, „und außerdem bleiben wir hier. Wir sind hier sicher genug und zudem nicht so ängstlich, Herr Waffenmeister.“

„Müller, Ihr müßt in die Stadt“, erwiderte Hartmut erregt. „Morgen schon kann der Feind hier sein, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, meine Braut nicht sicher geborgen zu wissen.“

„Eure Braut?“ fragte der Müller, die Worte dehnend, und seine Augen funkelten dabei boshaft.

„Nun ja, Narda, meine Braut!“

„So, so . . . ich glaube gern, daß Ihr dem dummen Mädel etwas vorgeschwatzt habt, aber über mein

Kind habe ich zu bestimmen. Von Narda als Eurer Braut will ich nichts mehr hören.“

Narda war aufgesprungen und schaute ihren Vater entsetzt an, als ob er irre redete. „Vater!“ schrie sie auf. Hartmut war nicht weniger betroffen. Ärgerlich wollte er auffahren, aber er beherrschte sich und sagte in gütlich zuredendem Ton:

„Aber Müller! Seid Ihr von Sinnen! Was ist in Euch gefahren? Bisher waret Ihr doch stets freundlich gegen mich, hießet unsere Liebe gut und freuet Euch darüber . . .“

„Ich gut geheißet? Mich darüber gefreut? Das ist nicht wahr!“ schrie Glappo wütend. „Ich will davon nichts mehr wissen. Narda ist meine Tochter, eine Pruzsin, und Ihr . . .“

„Oho!“ brach nun auch Hartmut in höchster Erregung los, „also daher weht der Wind! Müller, ich rate Euch gut: Hütet Euch, hütet Euch wohl und laßt Euch auf keine Torheiten ein! Sie könnten Euch bitter gereuen. Ich weiß sehr gut, wer Euch beschwatzt hat. Denkt daran, Müller, ehe es zu spät ist!“

Einen Blick noch, in dem Jorn und Trauer mit einander stritten, warf Hartmut auf Narda, die bleich und voller Trauer bald auf ihren Vater, bald auf ihren Verlobten schaute. Dann wandte er sich kurz und schritt hinaus.

*

Narda sank ausschluhzend auf ihren Stuhl, schlug die Hände vor ihr Gesicht und weinte bitterlich. Der Müller sah starren Blickes noch immer nach der Tür, hinter der Hartmut verschwunden war. Die letzten

Worte des Waffenmeisters hatten ihm einen jähen Schrecken eingejagt. Er trat hinaus in den kleinen Vorraum.

Er weiß, wer mich beschwagt hat? Beschwagt? Sollten sie im Schlosse etwas gemerkt haben?“, murmelte er mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Blasse Furcht sprach aus seinen Mienen. Erst Nardas lautes Weinen störte ihn auf. Er ging wieder ins Zimmer und sah, wie ihr ganzer zarter Leib bebte, wie die Tränen zwischen ihren Fingern hervorperlten. Er wurde unruhig und verlegen. Sein Kind liebte er mit der ganzen Kraft seiner Seele, sie war ihm alles auf Erden. Ihr glückliches Wesen, ihr heiteres Lachen war ihm der Sonnenschein im Haus. Wenn sie ihn bittend anschaute, wurde er stets weich und nachgiebig wie Wachs. Auch wie er sie jetzt sah, hilflos, weinend und unglücklich, preßte sich ihm das Herz zusammen. Er wußte nicht, was er tun sollte. Wenn gutmütige Leute aber verlegen sind und sich keinen Rat wissen, versuchen sie es mit Grobheit. So tat es auch Glappo.

„Was heulst Du denn da“, schrie er seine Tochter an.

Narda erwiderte nichts, sie fuhr nur fort, zu weinen. Da verflog des Vaters Zorn. Angstlich ging er zu ihr, faßte sie an den Arm und sagte eindringlich bittend:

„Aber, Kind, sei doch vernünftig! Warum weinst Du nur, ich tue Dir doch nichts.“

Narda nahm die Hände vom Gesicht und schaute mit ihren großen blauen Augen den Vater an, so vorwurfsvoll und so schmerzlich, daß des Müllers Herz in Aufruhr geriet.

„Warum warst Du denn so böse zu Hartmut?“

„Ach, Narda, laß doch diesen Hartmut! Was geht er Dich an?“

„Ich liebe ihn und er liebt mich“, stieß sie trotzig



hervor, „und bisher warst Du ganz damit einverstanden.“

Der Müller wich Nardas Blicken aus. „Nun ja“, hub er endlich an, „wenn Du ihn auch liebst, heiraten

kannst Du ihn ja doch nicht. Nur um Dich nicht unglücklich zu machen . . .“

„Weshalb kann ich ihn nicht heiraten?“ unterbrach Narda den Vater.

„Er ist Waffenmeister des Schlosses, und Du — bist nur ein einfaches Mädchen.“

„Wenn er mich aber will? Nein, Vater“, Narda stand auf und blickte den Müller fest an, „das alles sind nur Ausflüchte. Du hast irgend einen andern Grund. Vater, ich bitte Dich, sage mir aufrichtig, was hast Du gegen Hartmut?“

Verlegen schlug sich der Müller mit den Händen an den Kopf. „Ach Gott, Kind“, rief er klagend aus, „laß mich doch in Ruhe! Was kommst auch Du mir noch mit Deinen Geschichten! Ich sagte Dir doch, es geht nicht, Du kannst ihn nicht heiraten.“

Narda jedoch wußte, wie bei ihrem Vater das Spiel zu gewinnen war. Sie ging auf ihn zu, legte schmeichelnd ihren Arm um seinen Hals und sagte mit leiser, bittender Stimme: „Vater, lieber Vater, willst Du mir wirklich nicht sagen, warum? Hast Du mich gar nicht mehr lieb?“

Der Müller wand und krümmte sich innerlich und zögernd nur kam es endlich heraus: „Es ist wirklich unmöglich, Kind, er . . . ist ein Deutscher . . . und Du . . .“

Narda trat einen Schritt zurück und schaute ihn erstaunt an. „Das ist es? Aber, Vater, wenn wir uns lieben, was liegt daran, daß er ein Deutscher ist und ich eine Pruzzin?“

Glappo kniff die Lippen zusammen. Es war ihm keineswegs wohl zu Mute. Aber Narda ließ nicht locker.

„Vater!“

Da entschloß sich der Müller zur Offenheit. „Also, Narda, ich will es Dir offen sagen. Du mußt mir aber versprechen, nichts davon zu verraten.“

„Ich verspreche es Dir, Vater.“

Glappo faßte seine Tochter an der Hand, neigte sich nahe zu ihr und flüsterte mit eindringlicher Stimme:

„Du darfst Hartmut nicht heiraten. Du bist eine Pruzzin, und morgen schon, nein, heute nacht werden wir, die Pruzzen, mit unsrer letzten Kraft die Deutschen, nun sie geschlagen sind, aus dem Lande jagen. Ihre Burgen werden wir erstürmen, ihre Städte verbrennen . . .“

Narda riß sich jäh von dem Vater los und schrie entsetzt auf: „Vater, das ist ja Wahnsinn!“

„Wahnsinn, sagst du“, fuhr der Müller auf. „Das ist durchaus kein Wahnsinn. Heute nacht noch werden wir die Burg erobern. Alle unsere Brüder aus der Umgegend sind bereit. Ich werde ihr Führer sein, ich, der einzige, der noch von den edlen Warmienfürsten übrig ist.“

Narda war wie erstarrt vor Entsetzen. Es zitterten ihr die Knie, und ihr Gesicht war weiß wie Linnen.

„Und ihr glaubt wirklich“, begann sie stockend, mühsam, „die Burg erstürmen zu können?“

„Gewiß können wir das. Und noch mehr werden wir tun. Das ganze Land werden wir befreien von den verhaßten Deutschen, die einst unser Volk erbarmungslos gemordet haben. Unsere Rache soll sie endlich ereilen, diese fremden Unterdrücker, und aufs neue werden Glück und Frieden in unserer Heimat wohnen.“

Glappo sagte seine Worte her, als wenn er sie gut auswendig gelernt hätte. Narda bemerkte es in ihrer Aufregung nicht.

„Aber Vater, ich bitte dich, das ist doch ein ganz aussichtsloses Unternehmen. Willst du die Schuld auf deine Seele laden, daß unnütz, unsinnig das Blut von Hunderten vergossen wird? Ihr wenigen Leute ohne Waffen...“

„Was verstehst du davon, Narda? Wir sind zahlreich genug, und an Waffen mangelt es uns nicht. Alles ist vortrefflich vorbereitet. Morgen ist die Burg in unsrer Hand.“

Noch lange versuchte Narda, ihren Vater mit Gründen und Bitten umzustimmen. Es war alles umsonst. Er erwiderte auf ihre Einwände immer wieder dasselbe. Und das war so fest eingeprägt in seinem Hirn, daß alle Überredungskunst Nardas wirkungslos abprallte.

„Jetzt verstehst du, mein Kind“, sagte zum Schluß der Müller, „warum du Hartmut nicht heiraten kannst?“

„Nein, Vater, ich liebe Hartmut, und wenn er mich zu seiner Frau begehrt, will und werde ich ihm folgen.“

Soviel der Müller nun auch seinerseits bat und flehte, er vermochte den festen Sinn seiner Tochter nicht zu beugen. Drohungen halfen erst recht nichts. Ratlos verließ er das Gemach, seine verzweifelte Tochter allein zurücklassend. —

Am Nachmittag kam der Müller noch einmal zu seinem Kind. Er fand Narda unverändert entschlossen, sich des Vaters Zwang nicht zu beugen. Glappo wußte nicht mehr ein und aus. Gebrochen ließ er sich auf einen Stuhl fallen und stöhnend schlug er die Hände vor sein Gesicht. Narda bebte das Herz vor Mitleid.

„Vater“, begann sie bittend, Tränen in den Augen,

kannst du denn nicht von dem Aufstand zurücktreten? Du warst bisher doch stets ein Freund der Deutschen. Willst du dich ins Verderben stürzen und mich hilflos allein in der Welt zurücklassen?“

„Begreifst du nicht“, entgegnete gequält der Müller, „daß gerade ich jetzt nicht mehr zurück kann? Meine eigenen Leute schlugen mich als Verräter tot und mit Recht. Ich habe mein Wort gegeben und werde es halten. Tun wir denn Unrecht, wenn wir uns von unseren Peinigern und Unterdrückern zu befreien suchen? Jetzt ist die Gelegenheit dazu geboten, die letzte vielleicht. Sollen wir sie uns entgehen lassen? Ich bin ein friedfertiger Mann und schaudere, wenn ich an Blut und Tod denke. Aber ich liebe mein Volk, ich fühle, daß ich zu ihm gehöre. Das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich mich all des Jammers erinnere, den die Deutschen über uns gebracht haben, wenn ich sehe, wie elend, wie tief gesunken unser Volk in Not und Leid dahinlebt.“

Echtes warmes Gefühl klang in den Worten Glappos und fand Einlaß auch in Nardas Herzen. Vater und Tochter blieben lange still. Endlich kam Narda zu einem Entschluß. Sie erhob sich und sprach:

„Vater, ich wünschte, dieser Augenblick wäre nie gekommen. Mit Bangen und Jagen sehe ich in die Zukunft. Ich zittere um dich. Eines jedoch ist gewiß: Ich kann Hartmut nicht aufgeben. Ich liebe ihn, und er bedeutet mir mehr als mein Leben. Ich will dich nicht weiter quälen und noch einmal versuchen, dich von deinem Vorhaben abzubringen. Eines aber mußt du mir versprechen: Du mußt deine Leute schwören lassen, Hartmut zu verschonen, wenn es zum Kampfe kommt. Hartmut gehört mir, und die Pruzzen kennen ihn alle. Er hat sie stets gut und

freundlich behandelt, wenn er mit ihnen zu tun hatte. Willst du es tun, Vater?“

Der Müller war ihren Worten aufmerksam gefolgt. Nun zuckte er unschlüssig mit den Achseln, aber er schwieg. Doch Narda bat und flehte solange, bis er seufzend aufstand und sagte:

„Ja, mein Kind, ich werde es tun. Gleich will ich hinaus und mit unsern Leuten sprechen. Aber glaube mir, meine Tochter, der heutige Tag ist mir ein Tag des Kummers und der Sorge geworden. Lebe wohl, ich werde wohl erst morgen wieder kommen und hoffentlich als Sieger.“

Glappo küßte Narda auf die Stirn und ging langsam hinaus, müde und gebeugt, während seine Tochter ihm in tiefer Bewegung nachblickte mit Augen, in denen Mitleid und Dankbarkeit wie eine warme, milde Flamme leuchteten.

*

Unterdessen hatte sich der Stadt Allenstein eine allgemeine Aufregung bemächtigt. Es war gerade Mittagszeit, die Ackerbürger waren von den Feldern heimgekehrt, als das Rathausglöckchen geläutet wurde, und der Ratsdiener durch die Straßen eilte, um die Ratsherren zu einer eiligen Sitzung zu berufen. Zu dieser ungewohnten Stunde? Da mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein! Es konnte sich ja wohl nur um den Krieg mit Polen handeln.

Die Allensteiner ließen die dampfenden Schüsseln im Stich und eilten hinaus auf die Gassen. Alles drängte zum Marktplatz, der sich rasch mit einer erregten Menge füllte. Mit Mühe nur vermochten die Ratsherren, die in aller Hast das Zeichen ihrer Würde,



den wallenden, schwarzsamtenen Mantel, umgeworfen hatten, sich ihren Weg zur Rathauspforte zu bahnen. Immer wieder wurden sie mit besorgten Fragen aufgehalten, von allen Seiten schwirrten ihnen Rufe

entgegen, ängstliche Gesichter verfolgten ihren Weg. Aber die Ratsherren wußten selber nichts über die Lage, nichts darüber, ob Sieg oder Niederlage dem Orden beschieden gewesen war.

Da verstummte das Rathausglöckchen, das Zeichen, daß der Rat versammelt war. Tiefes Schweigen breitete sich über den Platz. Lautlos wartete die Menge, als ob ein Laut aus dem Sitzungsaal ihr Aufschluß geben könnte über ihr Geschick. In dem hohen Rathausaal aber, der vom hellen Licht der Mittagssonne durchflutet war, saßen an einem langen, eichenen Tisch auf schweren geschnitzten Lehnstühlen würdig und ernst die Ratsherren und blickten voll gespannter Erwartung auf die beiden Bürgermeister, die soeben ihre Plätze am oberen Ende der Tafel einnahmen und mit gemessenem Stolz die goldene Amtskette trugen.

Schon erhob sich der Erste Bürgermeister, Herr Volkmar Giese, ein hochgewachsener, stattlicher Mann, dessen edel geschnittenes, energisches Gesicht mit den klugen Augen deutlich erkennen ließ, daß er der Mann dazu war, auch in schweren Zeiten mit eisernem Willen durchzusetzen, was er für richtig erkannt hatte. Mit festem Blick überflog er die Versammlung und teilte ihr ruhig und kurz die Botschaft mit, die ihm soeben der Burgvogt hatte zukommen lassen. Der Orden wäre bei Tannenberg geschlagen, fast vernichtet, der Hochmeister gefallen und vielleicht morgen schon könne der siegreiche Feind vor den Mauern der Stadt stehen. Der Burgvogt hätte die Absicht, Verhandlungen mit den Polen anzuknüpfen, da er jeden Widerstand für aussichtslos, ja verderblich hielte. Nun hieße es, zu beraten und zu entscheiden, wie sich die Bürgerschaft zu dieser Lage der Dinge stellen wolle.

Überwältigt von der furchtbaren Nachricht und der Größe des Unglücks, erschreckt von der nahenden Gefahr, schauten die Ratsherren regungslos auf ihren Ersten Bürgermeister. Da sprang auch schon Herr Conrad Kode, der Zweite Bürgermeister, auf, ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit rundem, blühendem Gesicht und lebhaften Augen, und rief mit heller, hoher Stimme aus:

„Was ist da lange zu beraten! Ich meine, wir müssen den Burgvogt dazu bringen, kraftvollen Widerstand zu leisten. Wir selbst schließen die Tore und verteidigen unsere Stadt bis zum letzten Blutstropfen. Die Mauer ist fest. Mag der Pole nur kommen und sich an ihr den Kopf einrennen!“

Schon bei den ersten Worten des kleinen, beherzten Mannes hatten sich die Gesichter der Ratsherren erhellt, und zum Schluß lohnte reichlicher Beifall die kurze Rede. Manches Antlitz blieb aber sorgenvoll. Stimmen des Zweifels ließen sich vernehmen, und laut murrte unten am Ende des Tisches ein großer gewichtiger Mann, Vollmer, der Bräumeister, der stets anderer Meinung war als seine Genossen im Rat. Er erhob sich und begann mit lauter Stimme Herrn Conrad Kode zu schmähen.

Es stände einem Bürgermeister nicht gut an, unbedacht und voreilig über eine wichtige Sache, die das Wohl und Wehe der Stadt bedeute, zu reden wie ein unreifer Jüngling. Aber diese Worte erhob sich jedoch ein solcher Sturm der Entrüstung, daß die weiteren Worte des Redners darin untergingen.

Erst nach einer Weile gelang es dem Ersten Bürgermeister, die Ruhe wiederherzustellen. Mit ernstesten Worten verwies er dem Bräumeister seine unpassenden

den Ausfälle und hieß ihn fortfahren, jedoch nur, wenn er sich mäßigen wolle.

Vollmer begann von neuem, unbeirrt und trotzig wie vorher. Die Stadt hätte in dem halben Jahrhundert seit ihrer Gründung schon genug Ungemach erlitten. Einmal sei sie von den Litauern dem Erdboden gleichgemacht worden und vor kaum zehn Jahren sei sie fast ganz niedergebrannt. Es wäre einfach unverantwortlich, sie jetzt, da die Bürgerschaft sich kaum von den harten Schicksalschlägen erholt habe, aufs neue den Wirren des Krieges, vielleicht dem Untergang preiszugeben. Werde der Feind gereizt, sei alles, auch das Schlimmste, von ihm zu befürchten. Man sollte auch an die Frauen und Kinder denken. Und zuletzt kennten doch die Bürger den Burgvogt. Der würde ohne Zweifel die Burg dem Feinde übergeben und damit wäre die Stadt rettungslos verloren. Demnach wäre es das einzig Vernünftige, ohne Zögern mit den Polen Verhandlungen anzuknüpfen, um zu retten, was noch zu retten sei.

Vollmers heftige Rede blieb nicht ohne Eindruck. Die Ratsherren schwiegen. Gar manche von ihnen zollten im Herzen den Worten des Bräumeisters Beifall, obwohl sie sich scheuten, ihrer Ansicht offen Ausdruck zu geben. Die Mehrzahl jedenfalls war unschlüssig geworden, nur wenige zeigten mißbilligende Mienen und schauten wie auffordernd auf ihre Bürgermeister.

Herr Volkmar Giese nahm nun das Wort, ruhig und ernst, mit fester, volltönender Stimme:

„Ratsherren! Alle, die wir hier beisammen sind, wurden durch das Vertrauen unserer Mitbürger dazu berufen, mit unserer Einsicht und Erfahrung über das Wohl unserer Stadt zu wachen und in gemeinsamer

Beratung den Weg zu finden, der unser Gemeinwesen zum Heile führt. Noch niemals standen wir vor einer so folgenschweren Entscheidung. Es handelt sich um unser aller, auch unserer Frauen und Kinder Rettung oder Verderben. Da mag vielen, ich glaube, uns allen, das Herz schlagen unter der Schwere der Entscheidung. Und doch müssen wir zu einem Entschluß, einem raschen und endgültigen Entschluß kommen. Bevor ich jedoch meine eigene Meinung dazu äußere, muß ich euch noch von einer zweiten Gefahr in Kenntnis setzen, die uns aus der Nähe bedroht. Der Burgvogt hat erfahren, daß die Pruzzen einen Aufstand planen und vielleicht schon heute abend die Burg und unsere Stadt überfallen werden.“

Der Bürgermeister hielt inne und schaute prüfend über die Versammlung. Allein auch hier stieß diese Nachricht auf allgemeinen Unglauben. „Die Pruzzen! Unsinn! Lächerlich!“ erscholl es aus der Versammlung. Herr Volkmar Giese fuhr fort:

„Auch ich glaube nicht, daß solche Gefahr uns ernstlich bedroht, aber auf alle Fälle werde ich Sorge tragen, daß die Mauern und die Tore fortan bewacht werden. Denn Tollheit taucht oft plötzlich auf, zumal unter Elenden und Verzweifelten. Selbst wenn das arme Volk in den Wäldern in wahnwitziger Verblendung sich erheben sollte, von daher haben wir nichts Ernstliches zu befürchten. Um so furchtbarer droht uns die Gefahr von Seiten der Polen.“

Liebe Ratsherren und Mitbürger! Schwer, unsäglich schwer ist es, da den rechten Weg zu finden. Hört, was meine bescheidene Meinung ist, und erwägt, ob ich euch gut rate oder nicht. Das Ordensheer ist geschlagen, daran ist leider nicht zu zweifeln. Damit ist aber der Orden selber noch nicht vernichtet. Der Hoch-

meister Ulrich von Jungingen ist tot, doch gibt es, gottlob, noch Männer genug, die imstande sind, die zersprengten Scharen zu sammeln, sie mit Mut und Kraft zu erfüllen und zu neuem Widerstande zu begeistern. Wie viele Burgen stellen sich dem anrückenden Feinde entgegen, denen es an Rittern und Knechten nicht mangelt. Und hat der Orden nicht Freunde genug? Glaubt ihr, Kaiser und Reich, der Landmeister von Livland werden dem Polenkönig die fette Beute ohne Widerspruch überlassen? Nein, meine lieben Genossen im Rat, hier handelt es sich nicht einfach darum, die eine oder die andere Stadt oder Burg zu erhalten, nein, hier heißt es, ein ganzes, großes, blühendes deutsches Land zu retten, es dem deutschen Volke zu bewahren. Das ist eine hohe Aufgabe, die unser aller harret, und sie durchzuführen, erscheint mir als heilige Pflicht. Eine jede Stadt und eine jede Burg muß sich solange halten, als sie irgend imstande ist, und wenn wir, die wir zunächst bedroht sind, dem ganzen Lande mit heldenmütigem Beispiele vorangehen, so wird den Ängstlichen und Kleinmütigen der Mut wachsen. Dann aber muß der Feind seine Kräfte zersplittern, er wird solange aufgehalten werden, bis unsere Brüder von Norden und Westen kommen und wir ihn mit vereinten Kräften wieder in sein Land zurückjagen. Denket daran, liebe Mitbürger! Ein deutsches Land ist hier zu retten oder zu verlieren. Entflammen wir mit unserm Beispiel die Begeisterung im ganzen Land! Schließen wir die Tore, und verteidigen wir bis zum Äußersten unsere Stadt! Die Gottesmutter, deren Reich unsere Väter im Heidenlande begründet haben, wird uns helfen, und Ruhm und Preis wird unser sein. Der Pole wird es bereuen, seine Hand vermessen nach deut-

schem Gut und deutscher Erde, nach dem Land unserer Lieben Frauen ausgestreckt zu haben!“

Immer mächtiger und gewaltiger war zuletzt des Bürgermeisters Stimme angeschwollen. Jetzt schwieg er, hochaufatmend, und schaute mit blihenden Augen auf die Ratsherren. Helle Begeisterung hatte sie alle erfasst, selbst die ängstlichen Gemüter wurden mitgerissen. Alle sprangen auf und tosender Beifall hallte durch den Saal, drang durch die Fenster hindurch, so daß auch die unten harrende Menge in Bewegung geriet. Nur Vollmer, der Bräumeister, blieb verdrießlich sitzen. Er gab es auf, nochmals zu widersprechen, als man beschloß, unverzüglich die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, und die beiden Bürgermeister beauftragte, den Burgvogt zu veranlassen, auch die Burg zu verteidigen und gemeinsam mit der Stadt dem Feinde entgegenzutreten. Danach wurde die Versammlung aufgehoben.

*

Voll peiniger Ungeduld hatte die Menge auf dem Marktplatz die Ratsherren erwartet. Nun erschienen sie, bewegt, begeistert, und teilten den Bürgern mit, was der Stadt bevorstände und was der Rat beschloßen hätte. Als wenn plötzlich drohende schwarze Wolken den Himmel bedeckten, so legte sich die Kunde von dem bevorstehenden Unheil auf die Herzen der Menge. Gar viele Bürger schauten niedergeschlagen und besorgt darein. Da sprang rasch entschlossen der angesehenste unter den Ratsherren, ein reicher Kaufherr, auf die Stufen an der Nordseite des Marktes und wiederholte mit begeisterten Worten die Rede des Ersten Bürgermeisters, so wie sie noch immer in seiner eigenen Brust widerhallte. Wie hell-

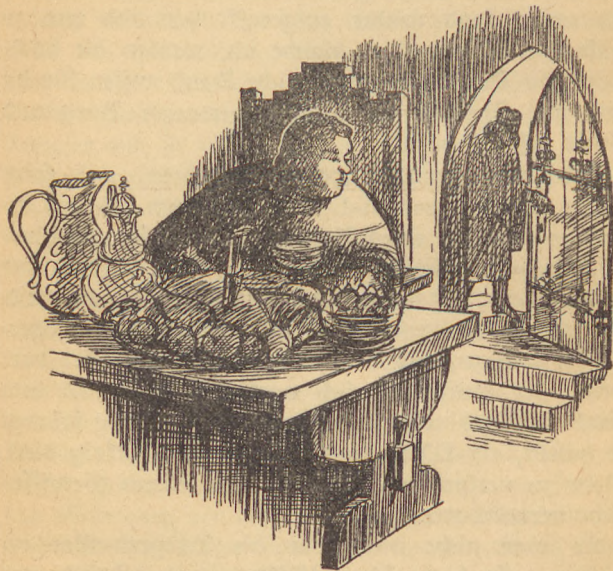
lodernde Flammen sprangen die markigen Worte von seinen Lippen, griffen über auf die zunächst Stehenden, huschten blitzschnell über die ganze Menge und entfachten in allen Gemütern eine feurige Begeisterung für die deutsche Heimat und die Abwehr des Feindes. Wie ein Wald, über den der Sturmwind dahibraust, wogte die Menge hin und her und tausendfach wiederholte sich der Ruf: „Hoch unsere Stadt! Es lebe der Bürgermeister! Hoch unser Rat!“

Nur Vollmer, der Bräumeister, drängte sich finsternen Antlitzes und bitter vor sich hinhinmurmeln, durch die Menge und strebte eilends seinem Hause zu.

Die beiden Bürgermeister hatten sich inzwischen auf den Weg zur Burg gemacht. Schnell gelangten sie zu dem kleinen Tor und betraten die lange Holzbrücke, die über den tiefen Schloßgraben hinweg zum Eingang führte. Dort ließen sie sich bei Herrn von Lentzan melden, der sie auch gleich zu sich beschied. Der Empfang war jedoch nicht sonderlich freundlich. Der Burgvogt ahnte, was die beiden Bürgermeister zu ihm führte. War doch das begeisterte Geschrei der Städter auf dem Markt, getragen von der stillen warmen Sommerluft, durch das offene Fenster in sein Gemach gedrungen. Herr Kuno ärgerte sich gewaltig. Diese Dummköpfe, hatte er eben noch gedacht, sollten sie etwa an Kampf denken? Albernes Volk! Was versteht solch Krämerpack, was verstehen solche Schuster- und Schneiderseelen von Krieg? Ich werde ihnen zeigen, wer hier der Herr ist. Und er nahm sich vor, nicht nachzugeben oder sich einschüchtern zu lassen.

Ernst und würdig traten die beiden Bürgermeister bei dem Burgvogt ein. Herr Vollmar Giese begann in wohlbedachter Rede auseinanderzusetzen, warum

die Bürgerschaft sich entschlossen hätte, dem Feinde Widerstand zu leisten. Er beschwor den Burgvogt, die Städter im Kampfe nicht allein zu lassen. Ärgerlich kniff Herr von Lentzan die Lippen zusammen, als er das hörte, und hochfahrend entgegnete er, die Entscheidung, ob Widerstand geleistet würde oder nicht,



stände ihm allein zu. Er wäre für Schloß und Stadt verantwortlich. Unmöglich könne er es auf sich nehmen, Hunderte von Menschenleben einem unsinnigen, völlig aussichtslosen Kampfe preiszugeben. Daher bleibe es bei seiner Entscheidung, mit den Polen zu verhandeln, und die Stadt habe sich dem zu fügen.

Die Bürgermeister versuchten es noch lange, aber vergeblich, den Burgvogt umzustimmen. Da richtete

sich Volkmar Giese hoch auf und erklärte mit kalter, scharfer Stimme: „Gnädiger Herr, tut, was Euch gut dünkt. Wisset jedoch, die Bürgerschaft wird ihrem Eid getreu, den sie ihrem Landesherrn, dem Domkapitel, geschworen hat, die Stadt nicht übergeben. Wenn Ihr die Burg dem Feinde ausliefert, werden wir uns allein verteidigen und uns solange halten, bis sich unser Land wieder aufgerafft hat und uns zu Hilfe eilt. Dann aber, glaube ich, werden die hochwürdigen Domherren Euch nicht Dank wissen für die Art, wie Ihr für die Euch anvertraute Burg und Stadt gesorgt habt.“

Herr von Lentzan wollte auffahren, und seine Augen funkelten voll tückischem Ingrimm. Jedoch besann er sich bald eines Besseren. Des Bürgermeisters Worte gaben ihm zu denken. Um seine Ängste aber zu verbergen, begann er nochmals seine Gründe weit-schweifig darzulegen. Aufs neue setzten die Bürgermeister ihm zu, und nach langem Hin und Her versprach der Burgvogt, sich vorläufig nicht mit dem Feinde in Verbindung zu setzen und die Burg solange zu halten, als Widerstand Aussicht auf Erfolg biete. Mehr zu versprechen, könne er vor seinem Gewissen nicht verantworten.

Es war nicht viel, was die Bürgermeister erreichten. Es hatte schon Mühe genug gekostet, nur dieses Wenige durchzusetzen. Darum wollte die trübe Wolke der Sorge lange nicht von den Stirnen der beiden mutigen Männer weichen, als sie das Schloß verließen und in das Rathaus zurückkehrten. Herrn von Lentzan aber gingen an diesem Nachmittag alle seine Mannen weit aus dem Wege.

*

Das Haupt in tiefem Sinnen gebeugt wie unter einer schweren Last, strebte unterdessen der Müller dem Walde zu, der ihn bald in seinen dunklen Schatten aufnahm. Geheimnisvoll, kaum vernehmbar, rauschte in den Wipfeln der hohen Tannen der Atem des sommerlich duftenden Forstes und lautlos glitt Glappos Fuß über den Moosboden. Nur hin und wieder unterbrach der helle Schrei eines Raubvogels oder der Flügelschlag eines Häbers, der zwischen den dunklen Wipfeln dahinhuschte, die Stille. Zur Linken, zwischen den Stämmen hindurch, bligte der Langsee auf, in dessen grünem Wasser sich die Sonne spiegelte, die allmählich ihren Weg abwärts zur abendlichen Ruhe nahm.

Durch Hügel und Täler führte der Pfad, an Sümpfen vorbei mit ihren grünlichen Wasserlachen, in denen heimtückisch der feuchte Tod auf den unerfahrenen Wanderer lauert. Doch der Müller kannte den Weg und in einer kleinen Stunde erreichte er ungefährdet den Eingang zu einer tiefen Schlucht, die das Wasser in den Lehm eines Hügels gefressen hatte. Dorthin hatte sich ein Teil des gehegten Pruzzenvolkes geflüchtet, die traurigen Überreste des blühenden Stammes, der einst die Umgegend Allensteins bevölkerte. Hier lebten sie kärglich von ein wenig Ackerbau, Jagd und Fischfang.

Der Eingang zu der Niederlassung der Pruzzen war durch ein Balkentor geschlossen. Anarrend drehte es sich in seinen Weidenbändern und ließ Glappo ein. Der Wächter grüßte ihn ehrerbietig. Eine weite Schlucht öffnete sich vor des Müllers Augen. An beiden Seiten fielen die Lehmwände steil ab und oben auf der Höhe nickten die grünen Kronen der Tannen. Getreulich schützten sie die armseligen Hütten auf der

Sohle des Tales vor Wind und Wetter. Aus Holz, Moos und Lehm waren sie notdürftig zusammengefügt, mit niedrigen Türen und ein paar Löchern, die als Fenster dienten.

Halbnackte, schmutzige Kinder spielten zwischen den Hütten. Große Hunde lagen faul auf dem Boden, die Mäuler geöffnet, die Zungen weit herausgestreckt. Kein erfrischendes Lüftchen fand Einlaß in dieses Tal, in dem die Glut eines Backofens brütete. Als Glappo sich näherte, fuhren die Hunde heulend auf ihn los und die Kinder flüchteten schreiend in die Hütten. Es war aber nicht das erste Mal, daß Glappo solcher Empfang zuteil wurde. Er rief die Hunde an und schritt unbekümmert weiter. In den Türen der Hütten zeigten sich hochgewachsene, blauäugige Frauen mit langem, blonden Haar, das aufgelöst über die weißen, bis zu den Füßen herabreichenden Gewänder herabfiel. Auch sie boten Glappo ehrerbietig den Tagesgruß.

„Ist Wingeite daheim?“ fragte Glappo.

„Ja, Herr“, entgegnete die Nächststehende, „er arbeitet mit den Männern in der Schmiede.“

Glappo dankte und ging dem Hintergrunde des Tales zu. Dort, an die Lehmwand gelehnt, stand ein großer, offener Schuppen. Rauch stieg aus ihm zum Himmel empor, ein Feuer flammte in einem Winkel und eifriges Hämmern ließ sich vernehmen. Eine Anzahl großer, blonder Männer saß und stand umher und arbeitete emsig. Aus dünnen, geschmeidigen Eschenstämmchen schnitzten sie Lanzen und setzten ihnen eiserne Spitzen auf. Sensen und Pflugscharen schmiedeten sie, so gut es ging, zu Schwertern um, einzelne klopften auch an Stücken von eisernen Rüstungen, die

sie wohl einst Ordensrittern abgenommen und in Verstecken aufbewahrt hatten.

Als Glappo erschien, erhoben sie sich alle, und einer von ihnen, ein hagerer Mann mit langem Bart, verschlagen blickenden Augen und harten Zügen schritt dem Müller entgegen.

„Sei begrüßt, Herr, in unserer Mitte!“

„Heil unserm Fürsten!“ riefen die Männer und scharten sich um ihren Führer. Glappo nickte ihnen dankend zu.

„Seid Ihr bereit?“

„Ja, Herr, wir sind bereit!“ ertönte es aus aller Munde, und der Widerschein trotziger Entschlossenheit ging über die Gesichter.

„Gut!“ sagte Glappo. „Heute abend also wollen wir es wagen. Und“, fuhr er fort, das Wort an den hageren Mann richtend, der ihm zuerst entgegengeschritten war, „bist du gewiß, Wingeite, daß unsere Stammesgenossen alle kommen werden?“

„Ja, Herr, ich habe noch heute einen Teil unserer Leute zu den Niederlassungen in der Nähe geschickt, damit sie unsere Brüder auf verborgenen Pfaden zu uns geleiten. Sobald die ersten Abendnebel aufsteigen, werden sie alle beisammen sein.“

„Du tatest gut daran. Ich will mich vorher noch einmal zur Vorburg begeben, um den Platz genau zu erforschen und den besten Zugang zu suchen. Wenn uns, ihr Leute, heute das Glück günstig ist, ist die Vorburg in der Nacht in unsern Händen.“

„Heil, Herr, es muß uns gelingen!“ schrien die Männer freudig, und mancher versuchte schon jetzt seinen Arm, indem er laufend mit dem Schwerte durch die Luft hieb.

„Komm, Wingeite“, rief Glappo, „ich habe noch mit dir zu reden.“

Die beiden Männer überschritten den Platz vor der Schmiede und traten in die Hütte des Sageren, der nicht nur Oberhaupt der Siedlung war, sondern auch ihr Kriewe, ihr priesterlicher Anwalt vor den von ihnen immer noch verehrten Göttern. In dem halbdunklen Raume ließen sie sich auf Wingeites Ruhebett nieder, einem Mooslager, über das eine Hirschdecke gebreitet war.

Der Kriewe schaute Glappo erwartungsvoll an, doch dieser schwieg zunächst, als ob er nicht recht wüßte, wie er anfangen sollte. Schließlich erzählte er stockend, was er seiner Tochter versprochen hatte.

Da sprang Wingeite erregt auf. „Herr“, rief er vorwurfsvoll, „wie konntest du das versprechen? Es ist unmöglich, deinem Wunsche zu willfahren.“

Glappo blickte müde auf. „Es muß möglich sein, Wingeite, sonst — sonst trete ich jetzt noch von unserm Plan zurück.“

Wingeites Augen leuchteten unheimlich auf. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer teuflischen Frage, doch ebenso schnell wurden seine Mienen wieder freundlich. Er ließ sich neben Glappo nieder und redete ihm beschwichtigend zu.

„Herr, ich bitte dich, wie vermagst du das zu sagen? Du willst zurücktreten, du, unser Fürst, unser angestammter Führer, der letzte Sproß unser Warmiensfürsten! Du, der du den erlauchten Namen des treuesten Mitkämpfers, unseres unsterblichen Herkus Monte trägt! Du willst uns im Kampfe allein lassen, uns, dein Volk, das in blinder Liebe an seinem Führer hängt?“

„Ich will euch ja nicht im Stich lassen, Win-

geite. Aber ich habe meiner Tochter das Versprechen gegeben ...“

„Wie magst du, Herr“, entgegnete Wingeite, „dich in solch einem Augenblick um die kleinen Angelegenheiten eines Mädchens sorgen, wenn es auch deine eigene Tochter ist!“

„Nein, nein“, wehrte Glappo ab, „ich muß mein Versprechen halten, und du mußt unsere Leute schwören lassen, Hartmut zu schonen.“

Wingeite warf einen prüfenden Blick auf Glappos Antlitz und überzeugte sich davon, daß der Müller schwerlich von seiner Forderung abzubringen wäre. Darum antwortete er mit scheinheilig ruhiger Stimme:

„Es ist gut, Herr, da du es wünschst, werde ich es tun. Und da sich der Waffenmeister stets freundlich zu uns Pruzzen verhalten hat, werden sie auch seiner schonen. Deshalb befürchte nichts, Herr!“

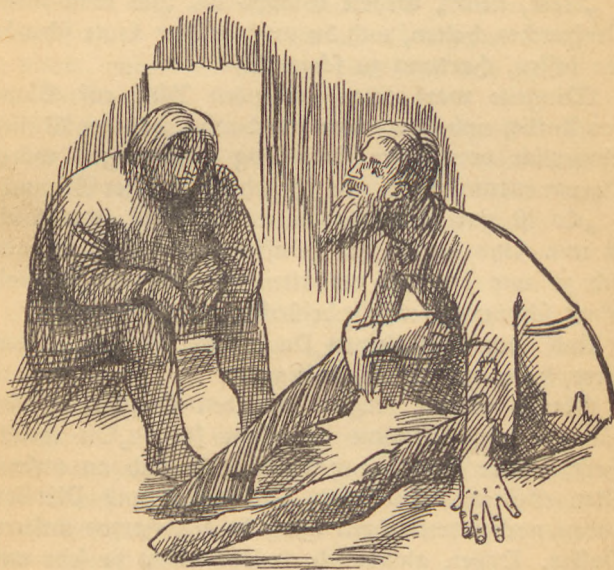
Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Aun, Herr, habe auch ich ein Anliegen.“

Glappo schaute fragend auf den Priester. Dieser dämpfte seine Stimme und fuhr fort: „Du weißt, Herr, unsere Leute hängen fast alle noch an unsern alten Göttern. Perkunos, Potrimpos und Pikkollos haben noch immer ihren Platz in den Herzen unseres Volkes. Daher, glaube ich, würde nichts so sehr unsere Krieger begeistern, nichts sie eindringlicher an die vergangene Herrlichkeit unseres Volkes erinnern, als ein Opfer, das wir nach alter Sitte unsern Göttern brächten. Glaube es mir, Herr...“

Glappos Stirn hatte sich umwölkt, und unangenehm berührt warf er mit herber Stimme ein: „Wingeite, du vergißt, daß ich Christ bin.“

Der Kriewe legte beschwichtigend seine Hand auf Glappos Arm.

„Ich weiß es, Herr, ich weiß es. Haben wir dir jemals einen Vorwurf daraus gemacht? Liebt dich dein Volk deswegen weniger? Es gibt auch unter uns einige, die zu Christus beten, aber du kannst es nicht leugnen, die große Mehrheit hängt an unsern alten Göttern! Laß ihnen ihren Glauben! Wenn wir



wieder ein freies Volk sind, mag Christus auch unter uns sein Reich aufrichten, aber nur mit friedlichen Mitteln, nicht mit Gewalt, wie es die Deutschen versuchten. Ich weiß, der Gott der Christen ist ein guter Gott, aber die Seele unseres Volkes ist einfältig. Sie hängt an dem alten Glauben und kann es nicht verstehen, daß man ihr den Gott der Liebe mit Feuer und Schwert offenbart. Wenn du willst, daß sie sich

mit Todesverachtung in den Kampf stürzen, so lasse sie daran mahnen, daß es gilt, die Götter zu retten. Diesmal muß der Sieg unser sein, soll unser Volk nicht unrettbar dem Untergang entgegengehen. Bedenke wohl, Herr, es ist die letzte Gelegenheit, die sich uns bietet. Darum lasse uns noch einmal unsern Göttern opfern, und unsere Krieger werden wie die Wölfe kämpfen.“

Lange saß Glappo da, ohne zu antworten. Widerstrebende Gefühle durchzogen seine Brust und im tiefsten Grunde des Herzens regte sich so etwas wie Reue, sich mit Wingeite eingelassen zu haben. Jetzt, da die Stunde der Tat geschlagen, fühlte er sich schwer beunruhigt, und alles andere als Siegeszuversicht erfüllte seine Brust. Grau und elend sah es in ihm aus, und, seltsam, heute vermochten sogar Wingeites Worte seinen Sinn nicht zu erhellen. Wie anders war es in den vergangenen Tagen gewesen. Wie freudig und stolz hatte er sich stets gefühlt, wenn die Pruzzen ihn jubelnd als ihren Führer und Fürsten begrüßten. Wie hatte er sich berauschen lassen von den Zukunftsbildern in seinen Gesprächen mit Wingeite! Und heute?

Glappo erhob sich voller Zweifel und Unsicherheit. Blieb ihm aber noch ein Ausweg? Jetzt noch umzukehren, dazu war es zu spät. Er war in der Hand des Kriewen. Und so gab er nach.

„Gut, Wingeite, tue, was du willst. Gedanke aber meines Versprechens!“

„Du wirst mit mir zufrieden sein, Herr!“ entgegnete der Kriewe und ein leises Lächeln höhner Triumphes umspielte seine dünnen Lippen. Glappo bemerkte es nicht und schloß die Unterredung ab:

„Ich kehre zurück, ehe die Sonne untergegangen

ist. Wenn dann unsere Leute alle beisammen sind, magst du am Opferstein deinen Göttern das Opfer darbringen. Dann eilen wir zur Vorburg. In aller Stille und überraschend müssen wir über sie herfallen, damit niemand von den Knechten entkommt und Botschaft zur Burg bringt.“

„Gewiß, Herr, du wirst sehen, der Plan gelingt. Noch nach Jahrhunderten werden unsere Nachkommen dich als den Retter unseres Volkes preisen.“

Ein schmerzliches Lächeln erhellte für einen Augenblick Glappos Züge.

„Mag mir der Himmel gnädig sein, Wingeite! Ich wünsche es nicht mir, wohl aber unserem geknechteten Volk.“

Er grüßte den Priester und ging davon, um noch einmal die Vorburg in Augenschein zu nehmen.

Wingeite ließ sich wieder auf sein Kibelager nieder, und ein boshaftes Lachen verzerrte sein Gesicht.

„Haha, da geht er hin, der Erretter des Volkes, der künftige Fürst! Armer Tor! Aber ein besseres Werkzeug in meiner Hand konnte ich mir gar nicht wünschen... O, ihr Götter, wie dumm ist doch solch ein Volk! Wie hängt es an diesem Narren, der sich von zwei Mädchenzöpfen gängeln läßt. Verehrt ihn, nur weil seine Vorfahren schon sich von seinem Geschlecht haben Knechten lassen. Ein schöner Fürst der Pruzzen, ein Christ und ein Müller! Doch warte nur, du fürstlicher Müller! Jetzt brauche ich dich noch um dieses albernen Volkes willen. Aber laß uns erst frei sein! Dann will ich es schon aufheben gegen den Christen, und es wird einsehen, wer sein wahrer Befreier ist. Dann, du Tor, ist deine Fürstenherrlichkeit mitsamt deinem Christus dahin.“

Und in dem angenehmen Gefühl, sich klüger zu

wissen, als alle anderen, lachte der Kriewe in selbstzufriedener Bosheit vor sich hin.

*

Narda saß am offenen Fenster ihres Häuschens und hatte die Hände untätig über ihrer Arbeit gefaltet. Sinnend schaute sie hinaus auf das hochragende Schloß vor ihr, dessen Silhouette sich scharf gegen eine dunkle Wolkenwand abhob, die sich drohend am Himmel aufzutürmen begann. Noch regte sich kein Blatt an den Bäumen. Eine drückende Stille hatte die Natur in Bann geschlagen. Nur die letzten Strahlen der scheidenden Sonne blinkten noch in den Fenstern der Burg und tauchten ihren Turm und ihre spitzen Dächer in leuchtendes Rot.

Narda litt unter einer großen Niedergeschlagenheit und Bangnis, die ihr ganzes Wesen ergriffen hatte und die sie nicht abzuschütteln vermochte. Wehmütig schaute sie auf die Mauern der Burg, und ihre Gedanken schweiften zu dem, den sie hinter diesen Mauern glaubte. Eine große Sehnsucht nach ihm stieg in ihrem Herzen auf. Daß er doch jetzt bei ihr wäre, daß sie sich still an seine Brust schmiegen und in seinen starken Arm hätte schmiegen können! Ein heißes Gefühl der Järtlichkeit wallte in ihrer Brust auf. Ein Tränenstrom erleichterte sie für eine Weile. Bald aber regte sich von neuem das unklare Angstgefühl in ihr. Weshalb nur? Für Hartmut hatte sie doch nichts zu fürchten. Den Worten des Vaters konnte sie trauen. Sie glaubte im Grunde ihres Herzens nicht einmal daran, daß den Pruzzen ihr Anschlag glücken könnte.

Sicherlich war Hartmut wohlgeborgen im Schloß.

Warum aber mußte der Vater, dieser sonst so stille Mann, sich selbst den Frieden seines Hauses stören? Warum mußte er sich in Pläne einlassen, die gegen seine Natur und noch dazu gänzlich aussichtslos waren? Wie ein Räuber schlich er jetzt mit seinen Leuten durch den Wald, bereit, dem Tod reiche Ernte zu schaffen.

Narda erschauerte. War das wirklich ihr alter, guter Vater, der dort zu Verrat und mörderischem Kampf auszog? Sie schluchzte auf und rang verzweifelt die Hände. Bittere Vorwürfe marterten sie: hatte sie nicht selbstsüchtig in den letzten Wochen nur an ihre Liebe gedacht und übersehen, daß ihr Vater sich in schreckliche Abenteuer verstrickte. Und heute hatte sie ihn ziehen lassen, als sie ihren Liebsten un gefährdet wußte. Ihr Herz krampfte sich zusammen, als sie daran dachte, daß in wenigen Stunden schon der Tod über Hunderte nichtsahnender Menschen hereinbrechen würde. Vielleicht würde auch ihr Vater unter seinen Opfern sein. Einer Ohnmacht nahe schloß sie zitternd die Augen.

Da riß sie der feste Schritt eines Mannes, der durch den Garten auf das Häuschen zukam, ihren hoffnungslosen Gedanken.

Narda kannte ihn. Es war Klaus Tiede, einer der Burgknechte. Grüßend trat er zum Fenster.

„Ist der Müller daheim?“ fragte er.

„Nein, worum handelt es sich, Klaus?“

Klaus Tiede richtete seinen Auftrag aus. Der Burgvogt ließe den Müller ersuchen, sofort den Steg über die Alle abzubrechen. Der Müller werde gut daran tun, noch heute abend in die Stadt zu flüchten.

Narda erwiderte ihm, sie würde ihrem Vater den Befehl des Vogtes übermitteln, sobald er nach Hause

käme. Den Steg könnten die Müllerknechte sofort abbrechen.

Klaus wandte sich zum Gehen. Da rief ihm Narda nach: „Klaus, bestelle dem Waffenmeister einen Gruß von mir!“

Der Knecht blieb stehen und sagte erstaunt: „Ja, wißt Ihr denn nicht, daß der Waffenmeister gar nicht im Schloß ist? Schon um Mittag ist er nach der Vorburg geeilt, da die Pruzzen dort etwas im Schilde führen sollen. Wenn er wiederkommt, will ich ihm Euern Gruß bestellen.“ Und mit freundlichem Nicken ging Klaus davon.

Narda blieb erstarrt zurück. Mit weit geöffneten Augen schaute sie dem Mann nach. Die Knie begannen ihr zu zittern, schwer ließ sie sich auf ihren Sitz fallen. Nichts hatte sie von den Worten des Knechtes begriffen als das eine: Hartmut war in der Vorburg. Wirt jagten ihr Gedanken und Vorstellungen durch den Kopf. Eine tödliche Angst um den Geliebten bemächtigte sich ihrer. Hartmut würde die Vorburg bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Die Wut der Pruzzen müßte sich an dem harten Widerstand zum äußersten steigern, und die schwache Feste würde ihnen nicht zu widerstehen vermögen. Wie eine Horde reißender Wölfe würden die Pruzzen über die Mauer steigen . . . Narda schloß schauernd die Augen. Im Geiste sah sie den Geliebten blutüberströmt mit einer klaffenden Wunde in der Stirn am Boden liegen. Hell auf schrie sie vor Entsetzen bei dieser Vorstellung, aber das grausige Bild wollte nicht von ihrer Seele weichen. Verzweifelt rang sie die Hände. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — da gab ihr ein Gedanke, der sie blitzartig durchzuckte, neue Kraft.

Sie mußte Hartmut warnen. Noch war es nicht zu spät.

Narda sprang auf. Alles war vergessen, der Vater und das Versprechen, das sie ihm gegeben hatte. Nur der eine Gedanke beherrschte sie: Hartmut mußte gerettet werden. Mit zitternden Händen griff sie nach ihrem Tuch, schlang es um ihren Kopf und stürzte zum Hause hinaus. Ohne sich umzusehen, lief sie wie ein gehegtes Wild dem Walde zu.

Langsam hatte sich inzwischen die drohende Wolkenwand immer höher am Abendhimmel emporgeschoben. Im Westen nur war noch kurze Zeit ein blutrotes Glammen zu sehen. Dann erlosch auch dieses, und grauer Schatten breitete sich über die Ebene. Ein erster kurzer Windstoß segte daher, ein zweiter folgte. In immer kürzeren Pausen fuhren sie über die Erde. Sable Blitze zuckten durch das nachtdunkle Firmament, und majestätisch rollte aus der Ferne der erste Donner durch das schwarze Gewölk.

Narda bemerkte kaum das Toben der Elemente. Als sie den ersten Windstoß spürte, zog sie unwillkürlich ihr Tuch fester um den Kopf und hastete weiter, so schnell die Füße sie zu tragen vermochten. Narda hatte den breiten Fahrweg eingeschlagen, den die Burgknechte angelegt hatten. Er führte am Langsee entlang durch den Forst zur Alle, überschritt diese auf halbem Wege und folgte dann am rechten Ufer dem Lauf des Flusses bis zur Vorburg. In der schnell hereinbrechenden Dunkelheit zeichnete sich die sandige Straße nur als kaum sichtbarer grauer Streifen ab. Schauerlich klang das Ächzen der Tannen unter den harten Schlägen des Sturmes, der heulend ihre Kronen schüttelte. Immer mächtiger grollte der Donner, immer greller fuhren die Blitze hernieder, die

Nacht des Waldes mit ihrem gespenstischen Licht für Sekunden erhellend. Der erlösende Regen aber blieb aus.

Mit der Kraft der Verzweiflung hastete Narda vorwärts. Oft aber hemmte ein blendender Blitz ihre Eile. Erschreckt sah sich das Mädchen von einem gleißenden Feuermeer umgeben, und das kurze, harte Krachen des Donners ließ sie taumeln. Lehnte sie sich, erschöpft von all dem Furchtbaren, einen Augenblick an eine der hohen Tannen, so trieb sie der Gedanke an den Geliebten wieder weiter. Endlich lichtete sich das Walddunkel ein wenig und der nächste Blitz zeigte ihr die Brücke über die Alle. Hoch aufatmend, die Hand auf das wild schlagende Herz gepreßt, stützte sich Narda für einen Augenblick auf das Gelände. Jenseits der Brücke dehnte sich freies Feld. Die Wucht des Unwetters klang hier weniger bestäubend, und Narda glaubte sich der Hölle entronnen. Sie atmete freier. Der Wind kühlte ihre Stirn, und sie erhobte sich rasch.

Zuversichtlicher eilte Narda über die Brücke und das offene Feld. Dann nahm sie wieder das Waldesdunkel auf. Nur mühsam hatte hier der Fluß die Hügelkette durchbrochen. Stark eingeeengt rauschte er unwillig tief unten zwischen seinen hohen, steil abfallenden Ufern dahin. Am obersten Rand des Hanges lief die Straße, die Narda dahineilte. Plötzlich blieb sie wie gebannt stehen.

Auf der andern Seite des Flusses, nicht weiter als einen Pfeilschuß entfernt, sah sie ein mächtiges Feuer lodern, das mit seinem flackernden Schein die Bäume rings um eine kleine Lichtung gespensterhaft bestrahlte. Dicht am jenseitigen Ufer flammte es auf einem riesigen Felsblock. Die ganze Lichtung war gedrängt voll

von hohen, wilden Gestalten. Neben dem Felsblock stand ein großer, weißgekleideter Mann, der mit der Linken ein weißes Roß bei der Mähne hielt und in der Rechten ein blitzendes Messer schwang.



An seiner Seite, vom Scheine des Feuers hell beleuchtet, stand eine andere Gestalt, und Narda schrie auf, als sie erkannte, daß es ihr Vater war. Ihr Vater inmitten dieser Rotte aufständischer Pruzzen und bei einem heidnischen Opfer! Für einen Augenblick stieg ihr die Erkenntnis auf, daß sie im Begriffe war,

ihren eigenen Vater zu verraten, als plötzlich auf der andern Seite ein wildes Schreien anhub. Ausgestreckte Arme wiesen nach ihr hin. Die Menge geriet in Bewegung, und es schien, als wollten sich einige den Abhang hinabstürzen und durch den Fluß zu ihr hineinrennen. Da packte sie wilde Angst. Als ob Tod und Teufel hinter ihr her wären, jagte sie weiter. Das Geschrei erstarb allmählich hinter ihr. Nun war es nicht mehr weit bis zur Vorburg. Bald sah Narda sie auf der Kuppe eines kleinen, freiliegenden Hügels vor sich aufragen. Mit letzter Kraft eilte sie den steilen Bergpfad hinan und rief mit verzweifelter Anstrengung: „Hartmut! Hartmut!“ Beim Tore angelangt, brach sie zusammen.

Der Wächter, der auf der Mauer der Vorburg auf und ab ging, war nicht wenig erstaunt, als er beim Lichte eines aufflammenden Blitzes die weiße Gestalt erspähte, die den Burgweg hinanlief, und dann am Tore zusammenbrach. Er rief sofort seine Kameraden herbei und diese weckten den Waffenmeister, der unbekümmert um Blitz und Donner den gesunden Schlaf der Jugend schlief. Hartmut sprang auf, einer der Knechte ergriff eine Fackel, das Tor wurde vorsichtig geöffnet, und Hartmut trat hinaus. Vor sich auf dem Boden liegend, erblickte er beim trüben Schein der Fackel eine leblose Gestalt. Er beugte sich über sie und hob ihren Kopf, um ihr ins Antlitz zu schauen. Jäh fuhr er zurück. „Narda!“ schrie er auf. Schnell nahm er das ohnmächtige Mädchen auf seine Arme und trug es eilenden Schrittes zu seinem Wohngefaß. „Rasch Wasser her!“ rief er seinen Knechten zu, die nicht weniger betroffen als Hartmut selber, dem Vorgang beigewohnt hatten. Sie kannten ja alle Narda, und ihre biederen, einfachen Herzen hatten

schon längst die Zuneigung, die sie ihrem Waffenmeister entgegenbrachten, auch auf seine schöne, liebenswürdige Braut übertragen.

Ein Krug Wasser war schnell vom Brunnen herbeigeht. Hartmut hatte inzwischen Narda fürsorglich auf sein Lager gebettet, griff mit bebenden Händen nach dem Krug und besprengte das zarte, bleiche Gesicht mit dem kühlen Naß. Die Knechte standen schweigend umher. Bald regte sich Narda und schlug die Augen auf. Wie geistesabwesend blickte sie um sich, doch als Hartmut ihren Namen rief, und sich über sie beugte, lehrte ihr die Klarheit des Geistes wieder. Aufschluchzend schlang sie die Arme um Hartmut, und die ungeheure Nervenanspannung, die sie am Tore niedergeworfen hatte, löste sich in heiß strömenden Tränen. Da verließen die treuen Knechte auf ihren Fußspitzen den Raum. Hartmut hielt seine Braut zärtlich umfassen und wartete geduldig, bis sich ihre erschütterte Seele wieder beruhigte. Als sich endlich das krampfhaftes Schluchzen milderte, fragte er leise:

„Narda, mein armes Lieb, was trieb dich hierher zu mir?“

Das Mädchen fuhr erschreckt auf und rief in abgerissenen Sätzen: „Hartmut, die Pruzzen ... laß uns fliehen ... sie sind hinter mir her ... gleich werden sie hier sein. Schnell, Hartmut, schnell, fliehen wir!“

Eine so tiefe Angst sprach aus ihren Worten und ihren von Entsetzen geweiteten Augen, daß Hartmut sie bestürzt ansah. „Sollte es doch wahr sein?“ fuhr es ihm durch den Sinn. — Doch, um sie zu beruhigen, sagte er in gütig zuredendem Tone: „Du wirst dich getäuscht haben, Narda!“

„Nein, nein“, schrie sie auf, „ich habe sie selbst am

Opferstein gesehen, mein Vater ist dabei ... sie jagten mir nach. Ach, Hartmut, schnell, laß uns fliehen!“ Sie faßte bittend des Geliebten Hand, in tödlicher Furcht, er könnte ihr keinen Glauben schenken.

Hartmut aber sprang hastig auf. „Ja, dann ... laß mich, Narda. Warte einen Augenblick allein, ich bin gleich wieder hier.“ Sanft entwand er sich ihren Armen, die ihn zurückhalten wollten, und eilte hinaus. Narda sank erschöpft auf das Lager zurück.

Auf dem Hofe rief der Waffenmeister seine Knechte. „Schnell, Leute, die Pruzzen kommen. Weckt eure Kameraden! Begeht euch auf eure Posten, aber ohne allen Lärm. Die Pruzzen dürfen nicht merken, daß wir wachen. Haltet auch die Feuer bereit! Schnell, schnell, jeden Augenblick können sie hier sein!“

Die Knechte eilten, die Befehle auszuführen. Hartmut lehrte zu Narda zurück. Sie sah ihm voller Angst entgegen. „Hartmut, worauf wartest du? Warum brechen wir nicht auf?“

Er setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hand. „Beruhige dich, mein armes Lieb. Hier sind wir sicher, und wir bleiben hier.“

„So wollt ihr kämpfen?“ schrie Narda auf.

„Wir müssen es, Narda. Es ist unsere Pflicht, die Feste zu halten.“

Da stieß sie, von Grauen erstickt, hervor: „Und der Vater?“

Hartmut erbleichte. Lange blickten sich die beiden jungen Menschen stumm an und fühlten erschauernd, wie eine eiskalte Faust ihre Herzen preßte.

*

Narda hatte sich nicht getäuscht. Es waren die Pruzzen, die sie am Opferstein gesehen hatte. Als das Dunkel des Waldes sich in tiefe Nacht zu wandeln begann, waren sie von allen Seiten auf heimlichen Pfaden zusammengeströmt. Viele hundert Männer waren es, alle bewaffnet, von Mut und Entschlossenheit beseelt, von dem Haß getrieben, den jahrzehntelang erduldete Unterdrückung genährt hatte. Kein Jubelgeschrei ließ sich vernehmen, schweigend ordnete sich die Schar und zog still unter Glappos und Wingeites Führung zum Opferstein, den die deutschen Herren den „Blutstein“ nannten. Manch grausige Sage wob sich um den verrufenen Ort.

Auf der Lichtung, die der nachtdunkle Wald umgab, machte der Zug halt, Glappo und Wingeite traten zum Opferstein, ein mächtiges Feuer wurde entzündet, und ein junges, weißes Roß wurde von einigen Männern herangeführt, dessen Füße vorsorglich gefesselt waren. Zitternd und ängstlich schnaubend stand es neben dem Feuer und bäumte sich vergebens auf gegen die starken Stricke. Der Kriewe, in ein langwallendes, weißes Gewand gekleidet, hell bestrahlt von der flackernden Opferflamme, rechte seine hohe Gestalt und hob beide Arme zum Himmel empor. Mit lauter, schallender Stimme, die selbst das Heulen des Gewittersturmes übertönte, begann er zu beten, während die Krieger schweigend, wie gebannt, auf sein hartes, bleiches Gesicht starrten.

„Ihr Götter!“ rief Wingeite und es klang fast wie das Schreien eines Wahnsinnigen, „viel tausend Opfer haben diesen Stein mit ihrem Blute gerötet, euch zum Preise und zum Danke dafür, daß ihr unser Volk mit mächtiger Hand schütztet und schirmtet. Lange, allzu lange habt ihr euch von uns gewandt, habt uns

euern Jorn fühlen lassen. Aber selbst in Jammer und Leid hat euer Volk, ihr Götter, euch die Treue gewahrt.

Heute stehen wir hier und erleben demütig euern Beistand. Wir sind genug gestraft! Unsere Knechtschaft muß heute enden! Erhört unser Flehen, ihr gütigen Götter! Ha!“ schrie er gellend auf, als wie zur Antwort auf seine Worte ein greller Blitz die Nacht spaltete und ein furchtbarer Donnerschlag die Erde erzittern ließ. „Hört ihr es, Brüder? Perkunos, du gnädiger Götterkönig, du allgewaltiger Donnerer, du hast uns erhört! Frohlocket, Brüder, die Götter sind mit uns. Stürzet euch mutig in den Kampf und schlagt sie nieder, diese Räuber, die erbarmungslos unsere Väter mit Weib und Kind verflavt haben! Heute ist die Stunde der Rache gekommen. Unsere Götter werden uns helfen, unsern Peinigern unsere Leiden und Qualen zu vergelten. Und ewig wird dann unserer Götter Reich in unserm Volke blühen. Dank dir, Perkunos, Götterkönig! Mit deiner Hilfe ist der Sieg unser! Dir weihe ich mit dem Leben dieses weißen Rosses das Leben aller unserer Feinde. Und du, Gott Pikkollos, nimm ihre Seelen in dein finsternes Totenreich. Dank euch, ihr Götter!“

Mit übermenschlicher, wilder Stimme hatte der Kriewe die letzten Worte hervorgestoßen. Ein breites Messer bligte in seiner Rechten, fuhr in raschem Stoß hernieder, und tief aufstöhnend brach das Roß zusammen. In dickem Strahle spritzte sein Blut in die aufprasselnde Flamme.

Lautlos und ohne sich zu regen, hatte das Volk der Opferhandlung beigewohnt. Kaum aber war das Tier niedergestürzt, als plötzlich gellende Rufe ertönten: „Verräter! Verräter!“

Die Männer, die nahe am Abhange standen, hatten zufällig Nardas weiße Gestalt unter den Bäumen auf dem andern Ufer bemerkt. Der Alarmruf brachte die Menge in wilde Erregung. Schon begannen einzelne, den Abhang hinabzustürzen, um die Verräterin zu fangen, da hielt Wingeite, den Lärm mit seiner Stimme übertönend, sie zurück. Jetzt schien ihm der rechte Augenblick und die erwünschte Stimmung da zu sein, den Überfall durchzuführen.

„Auf, Brüder, so rasch wie möglich zur Vorburg!“ Mit diesem Ruf stürzte er davon, und ihm nach drängte die tobende Masse der Pruzzenkrieger.

Glappo hatte schweigend wie das Volk der Opferhandlung beigewohnt. Auch er hatte gebannt dagestanden. Der unheimliche Ort, der Aufruhr der Elemente, das grausige Schauspiel hatten lähmend auf ihn gewirkt. Der jähe Abschluß riß ihn aus seiner Erstarrung, und mit Schrecken kam es ihm zum Bewußtsein, daß der Kriewe ihn täuschte. Nichts hatte er von der Schonung Hartmuts erwähnt, nichts von dem, was wenige Stunden vorher in der Hütte zwischen ihnen besprochen worden war. Hastig stürzte Glappo dem Kriewen nach. „Wingeite, mein Versprechen!“ schrie er ihm zu. Doch dieser schien es nicht zu hören. Nur noch eiliger hastete Wingeite unter den Bäumen vorwärts. Glappo wollte zweifelt stehen bleiben, noch etwas rufen, aber wie ein wilder Bergstrom riß ihn die nachdrängende Menge mit sich. Betäubt und wankend wie in halber Bewußtlosigkeit überließ er sich widerstandslos der vorwärtstürmenden Menschenflut.

Es war nicht leicht, im Dunkel des Waldes so rasch, wie es Wingeite gewünscht hätte, ans Ziel zu gelangen. Außerdem war ein Umweg notwendig, da

das Ufer an dieser Stelle, gerade der Vorburg gegenüber, so jäh abfiel und mit so dichtem Gestrüpp verwachsen war, daß die Menge dort nicht ungefährdet den Fluß erreichen konnte. Erst weiter unterhalb flachte sich das Ufer ab, und dorthin strebte Wingeite mit seiner Schar. Unter den letzten Bäumen, deren Wurzeln bereits vom Wasser überspült wurden, hielt er einen Augenblick inne, bis auch die letzten Nachzügler angekommen waren. Vorsichtig spähte der Kriewe nach der Vorburg hinüber.

„Gut“, sagte er leise und befriedigt zu den Umstehenden, „es ist alles dunkel. Sie ahnen nichts. Wir wollen sie gründlich in ihrem Schlaf stören.“

*

Auf der andern Seite des Flusses, auf einem kleinen, nach allen Seiten schroff abfallenden Hügel, der den Fluß zu einem großen Bogen gezwungen hatte, lag wie eine dunkle, leblose Masse die Feste. Als düsterer Schatten hob sie sich gegen den Himmel ab, von dem die Gewitterwolken inzwischen verschwunden waren. Ein silberdurchwirkter, schwarzblauer Teppich, in dem verstreut prächtige Diamanten funkelten, begann sich über den nachtdunklen Wald zu spannen. Wingeite wandte sich um und übersflog die Schar mit prüfenden Blicken. Doch ehe er noch den Befehl geben konnte, den Fluß zu durchwaten, drängte sich Glappo zu ihm hin, ergriff seinen Arm und begann atemlos: „Wingeite...“ Er kam nicht weiter. Mit lauter Stimme unterbrach ihn der Kriewe: „Auf, Brüder! Unser Fürst geht uns voran. Die Götter sind mit uns!“

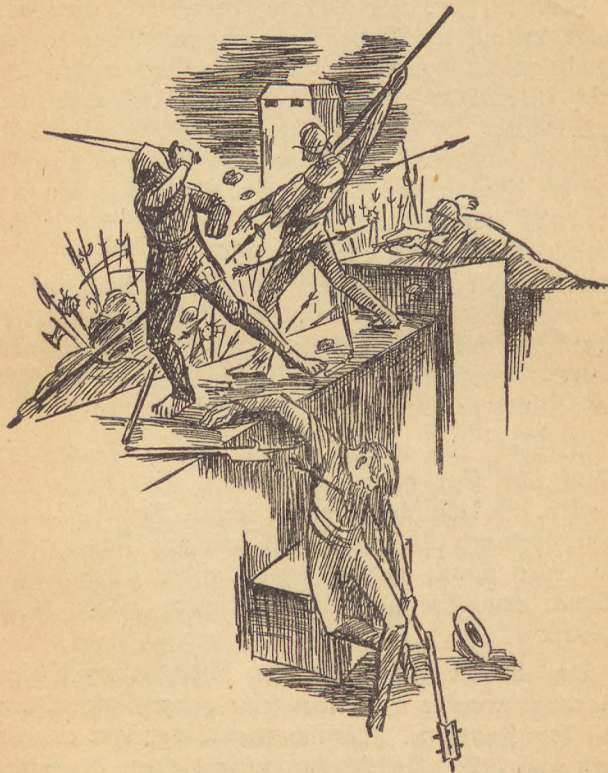
Und ehe Glappo noch recht erfaßte, wie ihm geschah, fühlte er sich von der kräftigen Hand Wingeites fortgerissen, und als erste durchwateten Fürst

und Priester den feichten Fluß. Die Krieger drängten nach wie eine Meute, die es kaum erwarten kann, sich auf das Wild zu stürzen. Rasch war das Wasser durchschritten, und nun begann die Schar von allen Seiten den steilen Hügel hinaanzuklimmen.

Auf einmal blieb alles wie gebannt stehen. Ein blendendes Licht flutete auf sie herab, und die Feste, die eben noch dunkel, leblos, vor ihnen gelegen hatte, stand wie durch Zauberschlag im grellen Scheine da. Vier mächtige Feuer loderten auf den Ecktürmen und in ihrem Lichte blinkten über der Brüstung der Mauer die Eisenhelme und Schwerter der Burgmannen. Einen Augenblick verharrten die Angreifer in ihrer Verblüffung. Dann aber entrang sich ein einziger Schrei der Wut den Hunderten, und in rasendem Sturm ging es den Hügel hinan.

Auch vor der Burg gab es kein Verweilen. Kräftige Stangen legten sie an die Mauern, klossen hinauf, einer stieg auf des andern Schulter, und bald ertönte die Nacht von dem Lärm der aneinander klirrenden Waffen, von dem Wutgeheul der Angreifenden und dem Todesschrei der Getroffenen. Wie eine Felspitze im Meer von den brüllenden Wogen umbrandet bald ganz verschwindet, bald wieder ihr Haupt sieghaft emporhebt, stand die kleine, hell erleuchtete Burg inmitten der wütend anstürmenden Scharen, die von allen Seiten die Mauern zu bezwingen suchte. Immer wieder wurden die Angreifer zurückgeworfen, immer wieder stürzten zu Tode Getroffene von der Höhe herab, aber unaufhaltsam drängten die Pruzzen nach, stets aufs neue tauchten wutverzerrte Gesichter und blizende Schwerter vor den kämpfenden Burgmannen auf, die wohlgedeckt hinter den Mauerzinnen den Sturm abwehrten.

Es war ein furchtbares Ringen. Ruhig und ohne einen Augenblick die Besonnenheit zu verlieren, taten die Burgmannen ihre schwere Pflicht. Ihre breiten Schwerter schlugen jeden nieder, der die Höhe der



Mauer erreichte. Jedoch, es waren der Verteidiger nur wenige, und die Übermacht der Feinde zu groß. Allmählich begann dem einen oder dem andern der

Arm zu erlahmen, und so mancher der Braven wurde vom Schwert eines Pruzzen oder einem Steinwurf getroffen und sank zusammen. Niemand war da, seine Stelle einzunehmen.

Hartmut, der, jede Deckung verachtend, über dem Tore frei auf der Mauer stand und mit seiner langen, wuchtigen Klinge jeden niederwarf, der in den Bereich seiner Waffe kam, bemerkte mit Besorgnis, daß der kräftige Widerstand seiner Mannen allmählich nachließ, während der Feind immer neue Kämpfer auf die Mauer brachte und nicht eine Spur von Ermattung zeigte. Nur noch eine kurze Frist, das sah der Waffenmeister, und die kleine Schar seiner Getreuen mußte dem sich stets erneuernden Ansturm des Feindes erliegen. Ein nutzloses Opfern von Menschenleben wäre es gewesen, den Widerstand noch länger fortzusetzen. Hartmut beschloß daher, die Feste dem Feinde zu überlassen und seine Leute zu retten.

„Dieter!“ rief er dem nächsten seiner Knechte zu, „lauf und sage deinen Kameraden, sie sollten aufmerken. Sobald ich mit einem lauten Ruf das Zeichen gebe, springen alle auf einmal von der Mauer hinab und eilen schnell zu dem unterirdischen Gang. Wir können uns hier nicht länger halten. Mach' rasch, Dieter!“

Der Knecht lief eilig, den Befehl auszuführen. Hartmut wandte aufs neue seine ganze Aufmerksamkeit dem Feinde zu. Plötzlich tauchte vor ihm ein Gesicht auf, dessen Anblick ihn bestürzt einen Augenblick das Schwert senken ließ. Es war Glappo, der auf den Schultern eines riesigen Pruzzen die Mauer erklimmen hatte und sich mit gezückter Waffe Hartmut entgegenstellte. Totenbleich war des alten Man-

nes Antlitz, verzerrt vor Aufregung und Schrecken. In seinen Augen glühte tödlicher Haß.

Als Glappo am Ufer des Flusses zum zweiten Mal der List des Kriewen erlegen war, als er unversehens von seinen vorwärtsstürmenden Kriegerern fortgerissen wurde und erkannte, daß es nunmehr unmöglich wäre, sein der Tochter gegebenes Wort zu erfüllen, war eine dumpfe Verzweiflung über ihn gekommen. Nur noch ein Wunsch befeelte seine Brust, allen Zweifeln und Selbstvorwürfen ein Ende zu machen. An nichts mehr wollte er denken, mochte kommen, was da wollte. Glappo suchte den Tod! Und als er an die Stelle der Mauer kam, an der der Kampf am heftigsten tobte, ans Tor, hatte er oben Hartmut erspäht und gesehen, wie unter des Waffenmeisters Streichen einer seiner Pruzzen nach dem anderen zu Boden stürzte. Mit jäh aufflammendem, unerklärlichem Haß starrte er auf das bekannte, ihm früher so vertraute Gesicht. Alle Leiden seiner Seele, die ihn den ganzen Tag über so namenlos gepeinigt hatten, der Streit mit seiner Tochter, das bittere Gefühl des Getäuschtseins, die Demütigung, die ihm Wingeites Falschheit bereitet hatte, die ganze wilde Verzweiflung über sich selbst und seine Mitmenschen, die es nur darauf angelegt zu haben schienen, seine friedfertige Seele zu quälen, alles das stürmte mit einem Male so überwältigend auf ihn ein, daß ihn ein Schwindel erfaßte. Alles war verloren, auch er selbst und seine Tochter. Die Sache seines Volkes war verraten. Nur der Tod starrte ihn ringsum aus tausend höhnischen Augen an. Ja, wenn der dort oben sich nicht zwischen ihn und seine Tochter gestellt hätte! Ein Stöhnen entrang sich Glappos gequälter Brust. Mit rasender Wut stürzte er plötzlich zur Mauer, kletterte auf die

Schultern eines seiner Krieger und erreichte rasch die Mauerzinnen. Im Wahnsinn funkelten seine Augen den bestürzten Hartmut an, er erhob das Schwert, um das Haupt seines Feindes zu zerschmettern, als ihn ein Schrei innehalten ließ, ein Schrei so voll namenlosen Entsetzens, daß er selbst das Getöse des Kampfes durchdrang.

Glappo schaute irren Blickes um sich, er sah, wie Hartmut aufgefahren war und sich jäh umwandte. Seine Augen folgten der von dem Waffenmeister gewiesenen Richtung und schauten in den Hof hinab. Dort, in dem Rahmen der hell erleuchteten Tür des Wohnhauses, stand eine weißgekleidete Frauengestalt, die mit emporgestreckten Armen gerade zusammenzubrechen schien.

Glappo hatte gesehen und verstanden. Er wußte jetzt, wer der Verräter seines Volkes war. So grell und blendend durchzuckte ihn diese schreckliche Erkenntnis, daß er schwindelnd für einen Augenblick die Augen schloß. Dann aber stieg ihm das Blut gewaltsam zu Kopfe und raubte ihm jede Besinnung, nahm ihm alles Denken und Fühlen. Er riß die Augen weit auf, erblickte Hartmut, seinen Todfeind, wie er meinte, rücklings vor sich und schwang das Schwert, das er mit übermenschlicher Kraft auf das Haupt seines Gegners niedersausen ließ. Im letzten Augenblick wurde der todbringende Streich abgelenkt. Eine blitzschnell geführte breite Klinge hatte Glappos Schwert beiseite geschlagen. Ein zweites Mal blitzte sie auf, und mit gespaltenem Schädel stürzte Glappos Leichnam in die Tiefe. Es war der getreue Dieter, der soeben seinen Rundgang beendet und die aufgetragene Weisung seinen Kameraden ausgerichtet hatte. Er kam gerade zur rechten Zeit, um den sicheren Tod von

seinem Waffenmeister abzuwehren. Hartmut sah Glappo stürzen, hörte das Wutgeheul der Pruzzen über den Tod ihres Fürsten. Nun war es Zeit, sich zurückzuziehen. Hastig rief er seinem Gefährten zu: „Dieter, haltet euch bereit! Ich werde gleich das Zeichen geben!“ sprang in den Hof hinab und eilte zu Narda.

*

Als Hartmut seine Kammer betrat, sah er Narda vor seinem Ruhelager auf den Anien liegen, das Haupt zwischen den weißen Armen vergraben, vom goldenen Schleier ihres aufgelösten blonden Haares umflossen.

„Narda!“ rief er erregt, „wir müssen fort!“

Er eilte auf sie zu, ergriff sie bei den Armen und richtete sie auf. Totbleichen Antlitzes und wankend stand sie vor ihm und blickte ihn mit erloschenen Augen an. Hartmut umfaßte sie und suchte sie mit sich zu reißen.

„Schnell, Narda, wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Doch Narda entwand sich langsam und mit müden Bewegungen seinen Armen, starrte ihn unverwandt mit demselben toten Blick an und sagte tonlos: „Laß mich, Hartmut! Dem Tode entflieht man nicht . . . Wo ist mein Vater?“

Erblässend fuhr Hartmut zurück. In der Tiefe seines Herzens erzitternd, schaute er seine Braut an und vermochte seinen Blick nicht von ihren weit geöffneten Augen loszureißen. Aus ihnen schaute ihm ein so tödliches Grauen entgegen, daß er wie gelähmt verharrte.

„Fliehe allein, Geliebter, fliehe!“ hub Narda aufs

neue an. „Ich bleibe hier. Der Tod trennt uns. — Ah!“ schrie sie plötzlich auf, „mein Vater! Er ist tot! Ich sah ihn fallen, und ich habe ihn verraten ... Sieh mich nicht an, Geliebter, ich bin verflucht!“

Mit seelenloser Stimme, verloren, wie in weite Fernen blickend, fuhr Narda nach einer Weile fort, als ob sie mit sich selber spräche: „Ja, ich habe meinen Vater verraten ... ich habe mein Volk verraten ... Ach, Hartmut, wie habe ich dich geliebt!“

Hartmut hatte voll Entsetzen die Worte der Geliebten gehört. Er war unfähig, sich zu rühren und sie zu unterbrechen. Schauernd fühlte er, daß sie beide vor einem Abgrund ständen, aus dessen dunkler Nacht sich zwei Riesearme ihnen entgegenstreckten, um sie erbarmungslos in die Tiefe zu ziehen. Nardas letzte Worte aber, mit so unbeschreiblichem Ausdruck leise hingehaucht, brachten ihn wieder zur Besinnung. Das Leben, die Liebe forderte ihr Recht. Seine Energie und seine Liebe ließen ihn nicht mehr zögern. Er mußte mit dem Unfaßbaren und Grauenvollen ringen, das sie zu verschlingen drohte. Auch seiner Mannen gedachte er, denen er das Zeichen zum Rückzug geben mußte. Entschlossen trat Hartmut auf Narda zu. Doch sie, die seine Bewegung in die Wirklichkeit zurückrief, streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen.

„Kühre mich nicht an, Hartmut, ich gehöre dem Tode. Wie könnte ich dich anschauen, ohne daß sich meines Vaters blutiges Haupt zwischen uns drängte! Sein Tod scheidet uns, Geliebter. Befreie mich von dieser Qual! Töte mich, wenn du mich noch liebst!“

Etwas so Zwingendes, Unabwendbares klang aus den Worten des Mädchens, daß Hartmut nochmals einen Augenblick innehielt. Doch sogleich raffte er sich

wieder auf und ohne ein Wort zu sagen, umfaßte er Narda mit starken Armen, hob sie auf, so sehr sie sich auch sträubte, preßte sie an seine Brust und eilte mit ihr dem Ausgange zu. Kaum aber hatte er ihn erreicht, als er sich von den wilden Gestalten der Pruzzen umgeben sah. Schwerter blitzten vor seinen Augen, und ehe er recht erfassen konnte, was ihnen drohte, vernahm er einen dumpfen Schlag und fühlte, wie Nardas Leib zusammensank. Sein Aufschrei erstickte unter drei, vier wuchtigen Streichen, die ihn trafen, und wie vom Blitze getroffen, stürzte er zu Boden, seine Braut noch im Falle krampfhaft umfassend.

Mochte Dieter den Befehl des Waffenmeisters mißverstanden haben, mochte der Andrang der Feinde unwiderstehlich geworden sein, niemand wußte es späterhin zu sagen. Als Hartmut die Mauer verließ, waren die Burgmänner gleichzeitig hinabgesprungen und hatten sich in den unterirdischen Gang geflüchtet, wo sie ihren Waffenmeister mit seiner Braut vorzufinden glaubten. Diese aber hatten nicht einmal das Triumphgeheul vernommen, das die Pruzzen ausstießen, als sie den Mannen in den Hof nachsetzten. Den ersten siegreichen Pruzzen war Hartmut, ahnungslos über die Wandlung draußen, geradewegs in die Arme gelaufen. Blind im Siegestaumel hatten die Pruzzen zugeschlagen, und weder den Waffenmeister noch die Tochter ihres letzten Stammesfürsten erkannt.

Unbekümmert um ihre Opfer stürzten die Pruzzen dem Eingang zu dem unterirdischen Gang zu, in dem die Mannen der Burg verschwunden waren. Bald war die ganze Rote von der gähnenden Öffnung verschluckt. Eine Weile noch hallte aus dem Gang das Geräusch eilender Schritte und das Klirren von

Waffen. Allmählich verlor sich der Lärm und tiefe Stille senkte sich über die Stätte des wilden Kampfes. Die Feuer auf den Türmen verglommen und verloschen. Schweigend in tiefer wortloser Trauer stand rings der nachtdunkle Wald, klagend rauschte die Alle im Grund des Tales und über allem spannte sich der unendliche Nachthimmel mit seinen Millionen Sternen. Sanftes Mondlicht leuchtete über die Gefallenen, die überall von der Härte des Kampfes Zeugnis ablegten, und umwob die beiden Toten im Burghofe, die sich, im Tode vereint, fest umschlungen hielten, mit silbernem Schein.

*

Herr Kuno von Lentzan fuhr erschreckt von seinem Lager auf, als beim ersten Morgengrauen ein heftiges Pochen an der Türe ihn aus seinem Schlummer riß. Eine erregte Stimme rief ihm von draußen zu: „Herr, die Pruzzen sind da! Sie kommen durch den unterirdischen Gang. Die Vorburg ist von ihnen erstürmt.“

Mit einem Satz, der seinem rundlichen Körper alle Ehre machte, war Herr von Lentzan auf den Füßen und fuhr in seine Kleider. Dazwischen gab er laut brüllend verwirrte Anweisungen. „Schnell auf die Mauer! Verrammelt das Tor! Nein! Halt! Der Eingang zum Gang muß verrammelt werden! Ruft mir den Waffenmeister!“

„Er ist nicht da!“ entgegnete die Stimme auf dem Gang.

„Wo steckt er denn?“ schrie aufgeregt der Vogt.

„Wir glauben, er ist tot.“

Herr Kuno erbleichte. Mit zitternden Händen knöpfte er sein Wams zu, ergriff sein Schwert und stürzte hinaus.

Die Knechte des Schlosses hatten sich inzwischen auf dem Hofe versammelt und den Eingang zum unterirdischen Gang sorgfältig verwahrt. Nur wenige hielten auf dem Turm und den Mauern Wache. Als der Burgvogt den Hof betrat, eilten die Männer auf ihn zu, die sich aus der Vorburg hatten retten können. Gerade schickte Dieter sich an, dem Vogt raschen Bericht zu erstatten, als aus der Tiefe des Ganges dumpfer Lärm heraufdröhnte. Bald darauf schlugen wuchtige Artschläge gegen die verschlossene Türe. Die Knechte stellten sich mit gezogenen Schwertern zu beiden Seiten des Ausganges auf, voll gespannter Kampfeslust wie Raubtiere im Hinterhalt, die auf die sich nahende Beute lauern.

Die Türe begann zu erzittern, krachend fuhren ganze Stücke aus ihr heraus, bis sie vollends auseinanderbarst und mit wildem Geschrei die ersten Pruzzen aus der dunklen Öffnung herausstürmten. Nur wenige Schritte waren ihnen vergönnt, dann sanken sie unter den wohlgezielten Streichen der Burgmänner zu Boden. Immer neue Feinde stiegen aus der Tiefe, gedrängt von den ihnen nachfolgenden Kämpfern, und einen nach dem andern ereilte dasselbe Schicksal. Es schien, als warteten die Pruzzen unten im Gange ungeduldig darauf, daß auch an sie die Reihe zum Sterben käme. Ein grauenvolles Gemetzel war es. Mit der Ruhe und Sicherheit von Henkern vollbrachten die Burgknechte ihr entsetzliches Werk. Jeder Hieb bedeutete ein ausgelöschtes Menschenleben. Ein Wall von Leichen türmte sich auf. Endlich schien der Rest der Pruzzen in dem Gang begriffen zu haben, was ihrer da oben wartete. Kein Haupt zeigte sich mehr an der Öffnung, und eilende dumpfe Schritte ließen erkennen, daß die Überlebenden sich schleunigst zurück-

zogen. Sie flüchteten in den Wald, aus dem sie noch vor wenigen Stunden mit tausend Hoffnungen auf Sieg und Freiheit aufgebrochen waren.

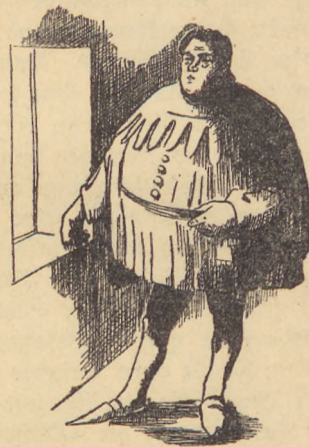
Die Burgmannen ließen ihre Schwerter sinken und betrachteten stumm den Haufen der Toten. Sie konnten ihres Sieges nicht froh werden. Das war kein Kampf, sondern nur ein Schlachten gewesen. Gedrückt und still gingen sie auseinander, um den Toten ein Grab zu bereiten.

Der Burgvogt, der sich während des Kampfes vorsichtig hinter seinen Leuten gehalten hatte, trat nun hervor. Er rief Dieter und ließ sich die Ereignisse der Nacht in der Vorburg berichten. Dann zog er sich in seine Gemächer zum bisher versäumten Morgentrunke zurück. Er hatte noch nicht die Treppe erreicht, die zu der Galerie des ersten Stockwerkes führte, als ein Hornruf von der Höhe des Turmes durch die Morgenstille scholl und Herrn Kuno jäh zusammenschrecken ließ. Gleich darauf erschallte der Ruf des Wächters: „Seindio! Seindio!“ Er wurde von den Wachen der Stadt aufgenommen, und hundertfach wiederholte er sich, immer lauter: „Seindio! Seindio!“

Herr Kuno von Lentzan faßte sich verzweifelt an den Kopf. „Herrgott!“ stöhnte er. „Ist es denn noch nicht genug des Unheils?“ Es schien wirklich ein Unglückstag zu sein, der da in seiner ganzen sommerlichen Farbenpracht anbrach. Der Burgvogt machte kehrt, eilte über den Hof und stapfte die steile Turmtreppe hinan. Als er atemlos oben anlangte, rief ihm der Wächter aufgeregt zu: „Die Polen kommen, Herr!“

Herr von Lentzan spähte in die Richtung, die ihm der Arm des Knechtes wies. Dort, durch die taufrische Ebene vom Kortsee her, näherte sich ein langer

Heereszug. Langsam bewegte er sich dem Westtore der Stadt zu, schwenkte dann nach links ab, dem Lauf der Alle folgend, bis er sich der Burg gegenüber befand. Voran ritt auf einem schönen Rappen ein stattlicher Mann in prächtigem Gewand, in respektvoller Entfernung umgeben von einigen nicht weniger reich gekleideten Reitern. Dann folgte ein langer



Zug von Kriegern zu Pferde, alle wohlgerüstet mit blinkenden Brustpanzern. Ihnen folgte eine Schar zu Fuß in weißen Mänteln. Litauer waren es, hochgewachsene, kriegerische Gestalten, denen sich polnische Keiterei mit krummen Säbeln anschloß. Am Schluß des Zuges war eine unendliche Reihe von Karren und Wagen zu sehen, die der Beute zu harren schienen. Im ganzen waren es wohl gegen zweitausend Krieger, die der Feind gegen Stadt und Burg Allenstein geschickt hatte.

Herr von Lentzan hatte immer ängstlicher den Auf-

zug betrachtet. In seinen Augen wuchs der Heereszug zu einem Ungeheuer heran. „Das sind ja mehr als zehntausend Mann!“ murmelte er mit blaffen Lippen. Und sofort war sein Entschluß gefaßt. Gegen eine solche Übermacht sich zu verteidigen, war der reine Wahnsinn. Man mußte sich sofort mit dem Gegner ins Einvernehmen setzen.

Der feindliche Zug hatte inzwischen Halt gemacht. Sein Führer blickte aufmerksam prüfend auf die Burg und die dahinter liegende Stadt. Dann gab er ein Zeichen mit der Hand, einer der ihm folgenden Krieger ritt an das Ufer der Alle heran und stieß dreimal in sein Horn. Ruhig wartete der feindliche Heereszug der Antwort. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Der Burgvogt war, so rasch ihn seine Beine trugen, die Treppe hinabgeeilt und sandte sofort einen Boten ab, der dem polnischen Führer die Mitteilung überbrachte: Der Burgvogt wolle das Schloß übergeben gegen freien Abzug der ganzen Besatzung. Das Angebot wurde vom Feinde ohne weiteres angenommen.

Die Tore der Burg öffneten sich, und der Anführer des polnischen Heereszuges, der Wojwode Grzynicki hielt mit seinen Reitern seinen Einzug in das Schloß, wo er von Herrn von Lenzan empfangen wurde. Die Schloßbesatzung, die von dem Vorgehen ihres Vogtes völlig überrascht, alles mit ansehen mußte, stand in finsternem Schweigen umher. Nicht weniger überrascht schien auch der Wojwode, der einen so schnellen Erfolg nicht erwartet hatte. Mit seinen wenigen Kriegern hatte er im Ernst gar nicht daran gedacht, sich auf einen Sturm oder eine Belagerung des Schloffes und der Stadt einzulassen. Nur einen Streifzug durch das Land hatte er unternommen, um Beute zu machen, Schrecken zu verbreiten und vielleicht durch Überrum-

pelung den einen oder anderen kleinen Platz in seine Hand zu bringen. Nun war ihm die große Burg Allenstein kampflos zugefallen, ein Erfolg, der ihm natürlich sehr gelegen kam. Ein wenig betroffen blickte er allerdings darein, als die Schloßknechte sich wortlos zusammenscharten und, ohne ihrem Vogt noch einen Blick zu gönnen, wie auf Befehl in geschlossenem Zuge über die hölzerne Brücke der Stadt zueilten.

*

In der Stadt herrschte nicht geringe Bestürzung, als die Bürger merkten, was auf dem Schloß vor sich ging. Verwünschungen gegen den Burgvogt wurden laut, als die Knechte von der Burg einzogen und von des Herrn Kuno von Lenzan heldenhaftem Verhalten erzählten. Da die Stadt nun aber eine stattliche Zahl wohlgeübter Streiter mehr zählte, war es beschlossene Sache, trotz allem gegen den Feind standzuhalten. Zunächst galt es, ehe es zu spät war, die Brücke zu zerstören, die Schloß und Stadt verband. Sofort rückte eine kleine Schar wehrhafter Bürger mit Beilen bewaffnet durch das kleine Tor aus. Sie wurde von einem Pfeilhagel der polnischen Schützen empfangen. Die Mauer des Schloffes war schon vom Feinde besetzt, am Tore und auf der Brücke standen seine Krieger bereit, den wichtigen Übergang zu schützen. Unverrichteter Sache mußten die Bürger sich wieder zurückziehen.

Der Wojwode war ein im Kriege wohlversahrener Mann. Er hatte sofort die Bedeutung der Brücke nach der Stadt erkannt und ohne Zaudern seine Maßnahme getroffen, ihre Zerstörung zu verhindern. Nun ließ er auch die Wurfmaschinen, die er im Schloffe

vorfand, nach der Mauer an der Stadtseite schaffen. Noch war der Wojwode kaum einige Stunden Herr des Schlosses, da begannen schon schwere Geschosse das Tor der Stadt zu erschüttern. Wie lange würde es dauern, bis es in Trümmer lag? Wer hätte auch jemals in der Stadt an einen Angriff von Seiten des Schlosses gedacht!

Gegen Mittag hatte der polnische Anführer seine Vorbereitungen zum Sturm auf die Stadt beendet. Sein Heer hatte er in drei Teile geteilt. Ein Haufe war im Schlosse, zwei andere waren vor je einem der Tore aufgestellt und harrten des Zeichens zum Sturm.

Die Bürger hatten diese Vorbereitungen wohl beobachtet, und zu ihrer Verzweiflung mußten sie sich gestehen, daß unter diesen Umständen ein längerer Widerstand aussichtslos wäre. Die Schloßseite war unmöglich zu halten. Und so entschloß sich der Rat schweren Herzens, die Stadt dem Feinde zu übergeben, um wenigstens dem folgenschweren Sturm zu entgehen, der wahrscheinlich Hunderten von Bürgern, aber noch mehr Frauen und Kindern das Leben gekostet hätte. Diesen Beschluß ließen sie dem polnischen Befehlshaber mitteilen, der die Unterwerfung der Stadt annahm.

Als der Wojwode sich vom Schlosse her dem Stadttore näherte, gefolgt von einer Schar seiner Krieger, traten ihm an der Spitze des Rates die beiden Bürgermeister entgegen, um ihm persönlich die Schlüssel zu überreichen. Finsteren Blickes schaute Herr Grzynicki auf ihre bleichen, ernstern Gesichter und fragte strengen Tones: „Warum habt ihr nicht getan, wie euch der Vogt geheißten hatte, und weshalb

habt ihr die Stadt nicht sofort übergeben? Ihr werdet es büßen müssen.“

Volkmar Giese, der Erste Bürgermeister, begegnete fest und ruhig dem auf ihn gerichteten drohenden Blick des Wojwoden. „Herr!“ erwiderte er, „das liegt in Eurer Hand. Wir aber haben unsern Bürgereid geschworen, unsere Stadt mit unserem Blute zu verteidigen. Weshalb uns das heute nicht möglich ist, das, Herr, wißt Ihr selbst am besten.“

Der Wojwode warf einen langen prüfenden Blick auf den stolzen Mann vor ihm, etwas wie Wohlwollen leuchtete in seinen Zügen auf, und ohne ein weiteres Wort trieb er sein Roß an. Geleitet von den Bürgermeistern begab er sich zum Rathause, wo er die Bedingungen der Übergabe festsetzte. Sie waren überraschend mild. Eine mäßige Kriegsteuer mußte die Bürgerschaft entrichten und für einen Tag das polnische Heer verpflegen. Über das endgültige Schicksal der Stadt würde später entschieden werden. Nicht ohne Rührung sprach der Bürgermeister im Namen des Rates dem Sieger seinen Dank aus.

Schon am nächsten Tag zog der Feind ab gegen Guttstadt und Mehlsack. Im Schlosse nur blieb eine Besatzung zurück. Herr Kuno von Lentzan hatte sich noch am selben Tage, an dem die Polen einrückten, davongemacht und wurde in Allenstein nie mehr gesehen.

*

Draußen im Walde, wo der Tod so reiche Ernte gehalten hatte, war alles Leben erloschen. Die wenigen Pruzzen, die dem Untergang entronnen waren, hatten ihre Niederlassung aufgegeben und sich in die Wälder weiter nach Südosten hin geflüchtet. Fortan

verließen sie das schützende Dunkel der Wälder nicht mehr. Die letzten Reste des einst blühenden Volkes sind in Elend und Trauer dahingegangen und nicht eine arme Spur ist von ihnen geblieben.

Die Vorburg wurde nicht wieder besetzt. Still und tot lag sie da. Im Hofe wölbte sich ein Rasenhügel. Unter ihm schlummerten Hartmut und Narda ihren letzten Schlaf. Die treuen Schloßknechte hatten sich ihres Waffenmeisters erinnert, sie waren am Tage nach der Übergabe der Stadt hinausgeeilt, und, wie sie die Liebenden gefunden, Brust an Brust in letzter Umarmung, so hatten sie sie auch der Erde anvertraut, an der Stätte, an der ihnen der Tod das Hochzeitsbett bereitet hatte.

Jahre vergingen, Jahrhunderte flossen dahin. Sturm und Wetter, Regen, Schnee und Frost taten ihr Werk. Die Mauern der Vorburg zerbröckelten und stürzten ein. Der Wind streute Samenkörner über die Trümmer, und heute rauscht über dem Orte, der den Tod Hartmuts und Nardas gesehen, dunkler Tannenwald. Die einst so geschwäzig murmelnde Alle umgibt noch immer den Fuß des Hügels, aber nicht mehr als lustig wanderndes Wasser, sondern als träger, tiefer Stausee.

Das Volk aber hat seine Sage um die stille Stätte gesponnen. Es erzählt von der Burg und dem unterirdischen Gang und nennt den Ort heute noch: Das verwunschene Schloß.

In tiefem Frieden, vom Herzen des Volkes in der Erinnerung immer neuer Geschlechter gehegt und gepflegt, ruht der Waffenmeister von Allenstein mit seinem Mädchen, halten Liebe und Treue Vorpostenwacht für deutsche Erde und deutschen Geist.



Biblioteka Główna UMK



300046750626

Biblioteka Główna UMK



300046750626